



„Meine Landsleute in Berlin - Geschichten über das Zuhause sein in der Fremde“

Beiträge aus der Journalistischen Praxis

Freie Universität  Berlin

Stipendiatinnen und Stipendiaten der Programme
Journalisten International und internXchange

Internationales Journalisten-Kolleg
International Center for Journalism

Sommer 2012

„Meine Landsleute in Berlin - Geschichten über das Zuhause sein in der Fremde“

Beiträge aus der Journalistischen Praxis

Inhalt

Beiträge

Vorwort <i>Prof. Dr. Margreth Lünenborg, Dr. Edith Spielhagen</i>	5
Beiträge Programm: Journalisten International (JIL)	
Treffpunkt Kirche - In Schöneweide besuchen Ukrainer und Deutsche denselben Gottesdienst, allen rituellen Unterschieden zum Trotz <i>Roman Horbyk</i>	6
„Ein Schriftsteller ist eine kulturelle Tätowierung auf dem Körper der Gesellschaft“ - Wladimir Kaminer über seinen Beruf als Geschichtenerzähler <i>Yana Karpova</i>	7
Der Weg zur Emanzipation - Wie eine Kasachin in Europa Karriere macht <i>Xeniya Sutula</i>	9
Ein teurer Haufen Grauklötze - Während Berlins Plattenbauten zu einem neuen Trend werden, bleiben die von Kiew düster und unrentabel <i>Natalya Sokolowska</i>	10
In den Fußstapfen der Waganowa - Der Russe Olegs Sihranovs bringt Berlinerinnen klassisches Ballett bei <i>Anastasia Lozhko</i>	12
Dienstboten aus Osteuropa - Zwischen Kulturaustausch, Ausbeuterei und der Falle einer Gesetzeslücke <i>Nikolai Berdnik</i>	13
„Berlin ist für mich ein gutes Omen“ - Der Schriftsteller Juri Andruchowytsh über die Stadt seines Erfolgs <i>Galya Gulii</i>	15
Milchgrüße aus Russland - Wer in Deutschland Kefir kauft, bekommt nicht unbedingt den Geschmack, den er erwartet <i>Olga Mikhalenko</i>	17
Flüssige Körper - Aufgebrochene Gender-Vorstellungen als Berlins neuer Mainstream <i>Volha Martynenka</i>	18
Berlinerin mit russischer Seele - Die Künstlerin Asja Rose malt vor der Gedächtniskirche Karikaturen und Porträts <i>Inna Pishchulina</i>	19
Medialisierter Protest und Protest gegen die Medien - Der Berliner David Rych reflektiert in einem Kurzfilm die politische Ikonografie von Femen <i>Katerina Mishchenko</i>	20
Heimat in der Zeitung - Wie der Markt der russischen Printmedien in Deutschland Integration erschwert <i>Dmytro Kupchenia</i>	22
„Man muss sein Leben leben“ - Die Tänzerin Anna Carave Gonzalez fand in Deutschland ihr berufliches und ihr privates Glück <i>Nina Avdyeyenko</i>	23
„Die Meisten schauen nur etwas komisch“ - Wie Berliner auf Gothics und Emos reagieren <i>Olga Ledowskaja</i>	25
Wissen läuft nach Deutschland - Warum russische Forscher zum Arbeiten in den Westen gehen <i>Julia Ogorodnikowa</i>	27
Zum Pferdepflegen nach Kirgisistan - Wie schwer erziehbare Jugendliche in Zentralasien zu sich selbst finden <i>Ekaterina Khvan</i>	28
Die Ukraine und Deutschland: Drei Liebesgeschichten - Olga Greulich, Olga Raab und Benedikt Praxenthaler über ihre Ost-West-Herzen <i>Iryna Piotrowska</i>	29

Beiträge Programm: internXchange (Xch)

From Berlin With Love - Ein Porträt einer deutsch-amerikanischen Liebe in der Hauptstadt <i>Caitlin Hardee</i>	31
Schreiben und bleiben in Berlin - Amerikanische Journalisten und Schriftsteller lieben die deutsche Hauptstadt <i>Tyler Weyant</i>	33
Auf den Spuren der Großeltern - Junge amerikanische Juden entdecken in Berlin ihre Familiengeschichte <i>Avery Trufelman</i>	34
„Berlin ist eine Landschaft“ - Koeun Lee verkaufte früher ihren Schmuck im Universitätsbezirk von Seoul, jetzt hat sie einen Stand im Mauerpark <i>Haeryun Kang</i>	35
Nicht nur für die Miete malen - Mit günstigen Wohnungen und guten Ausstellungsmöglichkeiten lockt Berlin junge New Yorker Künstler an <i>Michael Cahill</i>	36
Mit der U-Bahn nach Amerika - Natalie macht ein Praktikum in der amerikanischen Botschaft <i>Holly Hartung</i>	38
Solidarische Individualisten - Die Bulgaren in Berlin sind eine große, heterogene Gruppe <i>Ani Kodzhabasheva</i>	39
Glücklich, aber noch immer nicht zu Hause - Zur Wendezeit profitierten viele Amerikaner vom Jazzboom in Berlin, heute sind Engagements schwer zu bekommen <i>Sam Frizell</i>	40
„Endlich gibt es echten Widerstand“ - Ein amerikanischer Aktivist will in Berlin eine autonome Universität schaffen <i>Brooke Shaffer</i>	41
„Jetzt ist Deutschland meine endgültige Heimat“ - Basketball gibt einem deutsch-amerikanischen Athleten die Gelegenheit, ins Land seiner Kindheit zurückzukehren <i>Kirsten Kortebein</i>	43
Chinesische Themen in westlicher Maltechnik - Künstler aus China fühlen sich wohl in Berlin und bleiben doch ihrer Heimat verbunden <i>Jan Cao</i>	44
Zufrieden auf Berliner Eis - Sie träumten von einer Karriere in Nordamerika, doch jetzt fühlen sich die Eishockeyspieler Rob Zepp und Nick Angell in Deutschland zu Hause <i>Rebecca F. Miller</i>	45
„Wer in Deutschland Football spielt, gibt seine Seele an der Tür ab“ - Der amerikanische Austauschstudent Andrew McDonough ist begeistert von der Einsatzbereitschaft seiner Mannschaftskollegen bei den Berlin Bears <i>Eric Bowron</i>	46
Kulturerbe und Touristenattraktion - Irish Pubs sind in Berlin und in der ganzen Welt beliebt <i>Steven Lydon</i>	48
Team	49
Impressum	50

Berlin verrät es schon mit seinem Namen: Die Hauptstadt Deutschlands ist ein Ort der Zuwanderung. „Berl“ komme vom slawischen Wort für „Sumpf“, sagen Etymologen. Slawen waren es, die sich als Erste hier in der wasserreichen Gegend ansiedelten und die Stadt begründeten. Heute leben in Berlin Menschen aus fast allen Nationen der Welt. Manche von ihnen kamen, um hier ihr Glück, manche, um Arbeit zu finden. Manche leben hier, weil sie sich in Berlin, andere, weil sie sich in einen Berliner verliebt haben.

Im Frühsommer 2012 waren im Rahmen des 26. Durchgangs unseres Programms „Journalisten International“ 18 Nachwuchsjournalisten aus Belarus, Kasachstan, Kirgisistan, Russland und der Ukraine am Internationalen Journalisten-Kolleg (IJK) zu Gast. Sechs Wochen später kamen 15 US-amerikanische Journalistik-Studierende, nun bereits zum fünften Mal, im Rahmen unseres Programms „internXchange“. Für eine gemeinsame Broschüre schrieben sie Texte über Menschen, die für kurze oder längere Zeit ein Teil von Berlin wurden, und für die die Stadt ein Teil von ihnen wurde: „Meine Landsleute in Berlin - Geschichten über das Zuhause sein in der Fremde“, so formulierten wir das Thema, zu dem die jungen Journalistinnen und Journalisten recherchiert und geschrieben haben.

Entstanden sind Texte, die nicht nur das multikulturelle Berlin widerspiegeln, sondern die vor allem zeigen, wie individuell und facettenreich Lebenswege von Zugewanderten und auch von Kurzzeit-Berlinern aussehen. Da erzählt ein ukrainischer Schriftsteller, dass Berlin „ein gutes Omen für ihn“ sei (S.15); ein russischer Ballettlehrer schwört auf seine harten Trainingsmethoden, die nicht jede Berliner Ballettschülerin aushalte (S.12), und der deutsche Sportdirektor der American-Football-Mannschaft Berlin Bears schaut zufrieden auf sein bisheriges Sportlerleben zurück: „Ich habe immer Amis um mich rum gehabt.“ (S.46)

Die hier versammelten Texte sind in journalistischen Praxisübungen entstanden. Sie sind Bestandteil eines sechswöchigen Seminarprogramms, in dem die Stipendiatinnen und Stipendiaten viel Neues über Politik, Gesellschaft und Medien in Deutschland lernen. Sie werden damit auf ihr mehrwöchiges Praktikum in Berliner und Brandenburger Redaktionen und Pressestellen vorbereitet, das sie im Anschluss absolvieren. Eine fünftägige Studienreise und wöchentliche Jours fixes mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ergänzen das Programm.

Mit einem umfangreichen Wissen über journalistisches Arbeiten in Deutschland und über journalistische Darstellungsformen kehren die Stipendiaten wieder in ihre Heimatländer zurück. Die Erfahrung zeigt, dass die jungen Journalistinnen und Journalisten in ihrer Arbeit zu Hause von den in Berlin geknüpften Kontakten profitieren und viele von ihnen in ihrer beruflichen Laufbahn häufig nach Deutschland zurückfinden. So haben sich die Programme „internXchange“ und „Journalisten International“ zu einem lebendigen Ort der Verständigung und des Austauschs zwischen verschiedenen Nationen entwickelt.

Wir freuen uns, allen Interessierten mit dieser Broschüre einen Einblick in die journalistische Arbeit unserer Stipendiatinnen und Stipendiaten zu ermöglichen und wünschen viel Spaß bei der Lektüre.

Prof. Dr. Margreth Lünenborg, Direktorin des Internationalen Journalisten-Kollegs

Dr. Edith Spielhagen, Geschäftsführerin des Internationalen Journalisten-Kollegs

Treffpunkt Kirche

In Schöneweide besuchen Ukrainer und Deutsche denselben Gottesdienst, allen rituellen Unterschieden zum Trotz

ROMAN HORBYK

„Morgen feiern wir gemeinsam mit den Deutschen“, sagt am Ende seines Sonntagsgottesdienstes Vater Serhij Dankiw in der St. Johannes-Kirche. In der kleinen, modernen Kirche in Schöneweide stehen rund drei Dutzend Menschen, fast alle sind sie mittleren Alters oder jünger. Sie sind Teil der ukrainischen orthodoxen St. Nikolai-Gemeinde, Zentrum jener Berliner Ukrainer, die größtenteils aus Galizien kommen.

Die Leute singen gut, auch wenn es nicht der perfekte, konzertante Ton der ukrainischen Kirchenchöre ist. Der Priester wettet in seiner Predigt gegen Schwule und betont, dass Frauen in der Kirche anständig bekleidet sein müssten. Nach der Messe gehen alle zusammen in ein Zimmer nach oben, zu Kaffee und Kuchen. Eine Frau aus der Pfarrei feiert ihren Geburtstag. Alle singen populäre ukrainische Volkslieder, fast immer geht es darin um die Liebe. „Ich möchte auch gern etwas anderes singen“, murmelt ein Mann und beginnt leise mit „Roksolana“, einem frivolen Schlager aus den 1990er Jahren.

Am nächsten Morgen ist Pfingstmontag, und die ganze Kirche ist voll mit Leuten. Zwei Priester halten nacheinander Gottesdienst, jeder in seiner Sprache, auf deutsch, auf ukrainisch. Danach versammeln sich beide Gemeinden wieder im Zimmer in der oberen Etage, um gemeinsam zu essen. Und wieder wird gesungen. Die Ukrainer fallen auf mit ihren fröhlichen Liedern; die wenigen Deutschen versuchen mit einer Gitarre etwas dagegenzusetzen, aber es ist der typisch christliche, ernste Gesang, der Ukrainern langweilig erscheint.

Als die Ukrainer die Kirche verlassen, tauschen sich einige über die neuen Zollregeln aus. Man kann keine Kartoffeln mehr in die EU mitbringen, auch nicht mit dem Auto. Vater Dankiw ist ein bisschen enttäuscht. Zu wenige Leute würdigen seinen Gottesdienst. Die deutsch-ukrainische Veranstaltung ist auch seine Idee, allerdings ist er selbst etwas unsicher, ob es funktioniert. „Die heiligen Gaben wurden kürzlich nach einer gemeinsamen Messe mit der Neu-Lutheranischen Kirche in die Büsche gekippt – das gehört sich nicht bei uns“. Vater Dankiw ist seit fünf Jahren Pfarrer für Ukrainer in Berlin. In Deutschland wohnt er schon seit zehn Jahren, seit er damals eine Deutsch-Russin geheiratet hat. Jeden Sonntag packt er seine Ikonen ins Auto und fährt zuerst zur St. Johannes-Kirche in Schöneweide, dann nach Magdeburg oder Frankfurt/Oder, wo die großen Gemeinden ukrainischer Studenten sind. „Darunter sind auch Doktoranden, alles Mathematiker aus dem gleichen Lyzeum in Lemberg. Vier sind Professoren, einer ist mit 24 Jahren der jüngste Junior-Professor Deutschlands, Ostap Ochryn“, sagt Vater Dankiw, nicht ohne einen gewissen Stolz in der Stimme.

Eigentlich ist er nicht besonders zufrieden mit seiner Kirche, dem Gebäude. „Die Architektur ist gar nicht sakral, es sieht wie ein Büro aus“. Aber klagen will er nicht: „Wir sind hier ja zu Gast“. Wenn er über die Gemeinschaft spricht, klingt er wie ein müder und enttäuschter Mensch: „Ich habe keinen großen Optimismus“, sagt der Priester. „Die Gemeinschaft ist stark fragmentiert: Einer interessiert sich für Restaurants oder Klubs, ein anderer für die Kirche. Und es gibt die Schwarzarbeiter, die unter Stress stehen, weil ihre Papiere nicht immer in Ordnung sind“.



Ein ungewöhnliches Duo: Vater Serhij Dankiw (l.) und Pater Matthias Ulrich beim gemeinsamen ukrainisch-deutschen Gottesdienst.

Und doch glaubt Dankiw: „Unsere Kirche könnte eine Brücke sein“. Es sei sehr unkompliziert gewesen, mit den Römisch-Katholischen einen gemeinsamen Gottesdienst zu vereinbaren. Damit es überall genauso einfach klappen kann, dazu müsse nur noch ein Problem aus der Welt geschafft werden, ein Problem das Dankiw „die Schizophrenie des Kalenders“ nennt. Denn manche orthodoxe Gemeinden in Österreich halten an zwei Kalendern fest und feiern jeden Feiertag zweimal. Aber langfristig gesehen, müssten die Kalender synchron verlaufen. „Es ist nur eine Frage der Zeit“, sagt Dankiw. „Der ganze Kalender ist sowieso relativ, Christus ist in Wirklichkeit weder am 7. Januar noch am 24. Dezember geboren worden“. Da der Unterschied zwischen dem Gregorianischen und Julianischen Kalender immer größer werde, werde auch der alte Julianische Kalender unpraktisch, so Vater Dankiw.

Die Idee von gemeinsamen Gottesdiensten sei vor drei Jahren entstanden und erstmals vergangenes Jahr verwirklicht worden, erzählt der deutsche Priester Matthias Ulrich, ein lebenslustiger Mann mit Brille. „Es ist schwierig, die beiden kirchlichen Riten zu verschmelzen, aber

wir haben das so entschieden, die eine Liturgie mit den Elementen der anderen zu erweitern. Wenn wir also den lateinischen Gottesdienst halten, dann kann man auch ukrainisch hören und umgekehrt“. Originell findet das Matthias Ulrich: „Ich weiß nicht, ob es noch irgendwo existiert. Die Normalität ist, dass man nach einem festen Ritus feiert. Wir sind zwar beide katholisch – griechisch und römisch – aber wir pflegen unterschiedliche Kulturen, und es ist wichtig, dass wir uns kennenlernen“. Und der Priester warnt auch davor, eine falsche Einheitlichkeit herzustellen. „Es geht um die Begegnung und die Vielfalt und darum, zu sehen, wie die anderen leben, feiern und sich zu Gott bekennen“.

Es gibt aber einige Deutsche, die ein fester Teil der ukrainischen Gemeinschaft geworden sind. Vater Dankiw

denkt, dass das Authentische des ukrainischen Ritus' für sie so attraktiv sei. Seit vielen Jahren ist Lilo Knapp dabei. Die ältere Dame war die Frau eines Wissenschaftlers, der über die Ukraine geforscht hatte. Viele seiner Bücher hat sie mittlerweile der Kirche geschenkt, eines davon ein ukrainischer Psalter aus dem Jahr 1710. „Es war ganz kompliziert, den Deutschen zu erklären, dass wir mit Russen nichts zu tun haben“, sagt sie, und obwohl sie kaum ein Wort ukrainisch kann, klingt dieses „wir“ sehr ehrlich. Sie liebt dieses Land, seine Kultur und vor allem die Gläubigkeit seiner Menschen. „Die Gemeinschaft ist für Nicht-Ukrainer in dieser Kirche am wichtigsten. Ich war vor zehn Jahren in der Ukraine. Die Kirchen sind dort ganz voll, alle kommen in die Kirche, Alte wie auch Junge. Die Leute glauben noch. Es ist etwas, das wir in unserer westlichen Welt verloren haben“.



Roman Horbyk

wurde 1985 in Kiew geboren. Er absolvierte 2006 den Bachelor-Studiengang Journalismus an der Taras-Schewtschenko-Universität und machte zwei Jahre später den Master. Aktuell arbeitet er in Kiew am Institut für Weltpolitik und schreibt für die Zeitschrift *Ukrajins'kyj tischden* über außenpolitische Themen und Kultur. Im Rahmen seines Praktikums arbeitete er bei der TV-Produktionsfirma *autorenwerk*.

„Ein Schriftsteller ist eine kulturelle Tätowierung auf dem Körper der Gesellschaft“

Wladimir Kaminer über seinen Beruf als Geschichtenerzähler

YANA KARPOVA

Fast in jedem Berliner Reiseführer steht ein „must-see“-Punkt: die Russendisko im Kaffee Burger in der Torstraße. Hier halten mindestens zwei Mal pro Monat an den Samstagen aber nicht nur Touristenbusse aus der ganzen Welt an, sondern auch die Berliner kommen in diese Kneipe, um zu russischer Musik im überfüllten Saal bis zum Umfallen zu tanzen. Alte rote Tapeten, trübes Licht und der riesige Kopf eines sowjetischen Soldaten an einer Wand verweisen auf die DDR-Vergangenheit der Kneipe. Und in der Ecke steht eine kleine Bühne, auf der ein Mann im T-Shirt mit rotem Stern und der glitzernden Aufschrift „Russendisko“ CDs mit russischem Pop gegen russischen Rock austauscht. Das ist Wladimir Kaminer, einer der erfolgreichsten Berliner DJs, nebenberuflich ein berühmter Schriftsteller in Deutschland. Als er 1990 mit 23 Jahren aus Moskau nach Deutschland kam, konnte er kein Wort auf Deutsch sagen. Seitdem hat Kaminer ungefähr 20 Bücher auf Deutsch geschrieben und ist ein Star geworden. Das erste Buch „Russendisko“ ist eine Ansammlung lustiger Kurzgeschichten über sein und das Leben von anderen Russen in Berlin zu Zeiten der Wiedervereinigung. Und es ist die Grundlage für den gleichnamigen Film, der seit März 2012 in den Kinos läuft.

Ich habe den Film „Russendisko“ gesehen, aber ich könnte nicht sagen, dass sein Sujet den Inhalt des Buchs wiedergibt. Warum ist das so?

Kaminer: Ja, der Film zeigt eine romantische Geschichte über eine Frau und einen Mann aus der Sowjetunion, die sich in Deutschland treffen und hier als Einwanderer mit ihren Freunden kuriose Dinge erleben. Der Film hat fast nichts gemein mit dem Buch. Aber es war nicht unser Wunsch, sondern der der Produzenten, weil wir nur als

Berater auftraten. Auf jeden Fall zeigt der Film eine gute nette Geschichte, die man gerne anschaut.

In Deutschland hat der Film einen großen Erfolg. Wie sieht es in Russland aus? Läuft er da auch in den Kinos?

Leider hatten wir nur eine einzige Vorführung im Rahmen der jährlichen Deutschen Woche in Sankt Petersburg im Frühling. Der Saal des Aurora-Kinotheaters war total voll. Für Olgas (Kaminers Frau – Anm. der Red.)

Verwandte, die da leben, musste man extra Stühle hinstellen. Außerdem gab es eine Lesung von meinem neuen Buch im Dom Knigi (zu deutsch: Haus des Buches) am Nevskij Prospekt, die sehr erfolgreich angenommen wurde. Aber das ist alles.



Fotograf:in: Silje Ritse Naess

Von Moskau über die Russendisko bis in die Bücherregale der Deutschen: Wladimir Kaminer, Bestseller-Autor und einer der berühmtesten Partymacher Berlins

Sie arbeiten gerade an einem neuen Buch. Worum geht es und wann wird es verlegt?

Alle meine Bücher erscheinen, wie Pilze, im Herbst. Der Name des nächsten Buches lautet „Onkel Vanja kommt. Eine Reise durch die Nacht“. Momentan möchte ich aber lieber noch nicht darüber erzählen. Warten wir auf den Herbst.

Sie sind sehr populär hier in Deutschland. Wieso wurde in Russland nur ein Buch, nämlich „Russendisko“, übersetzt und verlegt?

Es gibt da zum Beispiel diesen Schriftsteller Andrej Makin, dem der Prix Goncourt und der Prix Médicis verliehen wurden. Sogar Tatjana Tolstaja lobte ihn öffentlich. Und was denken Sie, wie viele seiner Bücher ins Russische übersetzt wurden? Nur eins! Wofür brauchen russische Verleger eine neue Agatha Christie? Sie haben ihre 1000 Agatha Christies. Es ist billiger und einfacher für sie. Russendisko wurde von ein paar Studenten übersetzt, die keine Ahnung hatten, was im Buch steht. Es bedrückt mich nicht, weil ich weiß, dass alles, was ich geschrieben habe, eines Tages in Russland auch herausgegeben werden wird. Man braucht nur Zeit.

Als was sehen Sie sich: als Schriftsteller, Erzähler oder DJ?

Natürlich als Erzähler, weil ich seit dem Kindergarten Geschichten erzähle, was meine eigene Haut viele Male rettete. Schriftstellerei ist für mich ein Dekadenberuf, der aus Überfluss der Freizeit bei Menschen entstand. Aber ein guter Schriftsteller, das ist etwas total anderes. Es ist ein Sich-Auflösen, eine Selbstneutralisierung in der Realität. Er muss in fremden Reden verschwinden. Heutzutage ist er mehr Philosoph als Schriftsteller. Er ist eine kulturelle Tätowierung auf dem Körper der Gesellschaft.

Haben Sie jemals darüber nachgedacht, wer Wladimir Kaminer geworden wäre, wenn er am Anfang der 90er Jahre Russland nicht verlassen hätte?

Das ist wie die Frage eines 40-jährigen Mannes: Wenn ich nicht geheiratet hätte, wäre ich bei der Mutter geblieben? Wir sollten unsere Heimat lieben und respektieren wie eine Mutter. Aber es bedeutet nicht, dass wir uns unter ihren Flügeln verstecken sollten. Die Zeit läuft, das Leben verändert sich ständig, wir sollten die Welt entdecken. Wie kann man nach Russland zurückkommen, wenn man es nie verlassen hat? Ich fahre ziemlich häufig nach Russland. Und diese kurzen Reisen helfen mir viel mehr zu erkennen, als wenn ich die meiste Zeit dort gelebt hätte. Es ist wie unter einer Glasglocke zu sitzen oder von außen durchs Glas hineinzuschauen. Man braucht Distanz um sein Leben zu verstehen.

Warum ist Wladimir Kaminer so attraktiv für die Deutschen?

Jörg Silbermann (34), Philologe am Goethe-Institut:

„Meiner Meinung nach profitiert Kaminer von einem Bonus des Exotischen. Der Wilde Osten meldet sich zu Wort, dazu noch in einwandfreiem Deutsch - so ganz anders als andere (post)migrantische Literatur, die sich an Sprachklischees abarbeitet. Er erzählt skurrile oder ganz alltägliche Geschichten und gewinnt die Aufmerksamkeit für nicht-deutsche Erfahrungen - und ist dabei sehr normal und gleichzeitig anders“.



Yana Karpova

studierte Öffentlichkeitsarbeit an der Universität LETI in St. Petersburg. Seit 2006 ist sie im Wirtschaftsjournalismus tätig. Sie arbeitet als freie Autorin und schreibt für die Zeitung Kommersant im Ressort Geschäfte und Finanzen, für den Delovoy Peterburg, den Fernsehkanal RBC und die Zeitschrift Finans. Ihr Praktikum führte sie zur Nachrichtenagentur dapd.

Der Weg zur Emanzipation

Wie eine Kasachin in Europa Karriere macht

XENIYA SUTULA

Ein ideales Leben: Sie lebt in Deutschland, aber sie hat auch einen ständigen Kontakt zu ihrem Herkunftsland Kasachstan. Sie liebt die beiden Staaten, und diese Liebe dauert schon mehr als 20 Jahre. Sie ist Galina Nurtasynova, die Geschäftsführerin der Deutsch-Kasachischen Gesellschaft. Ihr Weg als Karrierefrau begann in London. Galinas Mann, ein deutscher Physiker, sollte wegen seiner Arbeit für ein Jahr dorthin kommen. Galina fuhr mit ihm zusammen. Bald nach der Anreise bekam sie einen Arbeitsplatz bei SOAC (School of Oriental and African Studies). Sie arbeitete als Beraterin in der Abteilung für offizielle Besuche. Anfang der 90-er kam Nursultan Nasarbaew zu einem offiziellen Treffen nach London, das Galina Nurtasynova mitorganisierte. Eine kurze Unterhaltung mit dem Präsidenten von Kasachstan spielte in ihrem Leben eine bedeutende Rolle. Sie wurde von ihm mit so viel Lob überschüttet, dass sie sich motiviert fühlte, längerfristig im Bereich der Organisation und Zusammenarbeit beschäftigt zu sein. Die beiden Dinge machten ihr auch einfach sehr viel Spaß.

Galina Nurtasynova sitzt im Restaurant eines Hotels in Berlins Zentrum und schaut durch ein riesiges Fenster auf die Menschen, die irgendwohin eilen. Jetzt hat sie ein bisschen Zeit, um sich vor der bevorstehenden Geschäftsreise nach Kasachstan zu erholen. Die damalige Politikstudentin konnte sich nicht vorstellen, dass sie während des Praktikums an der Moskauer Staatlichen Universität einen deutschen Ehemann finden und nach Berlin umziehen würde. Jetzt erinnert sie sich an ihre ersten Schritte in Berlin. „Ich hatte keine Zeit, mich einzugewöhnen. Ich kam kurz vor dem Mauerfall nach Berlin. Nach diesem Ereignis entwickelten sich Deutschland und Kasachstan völlig neu.“ Nach dem Treffen mit kasachischen Diplomaten in Bonn kam Nurtasynova die Idee, eine Organisation zu gründen, die auf der Ebene der „Volksdiplomatie“ zwischen Deutschland und Kasachstan tätig wird.

Galina Nurtasynova ist keine typische asiatische Frau, obwohl sie in einem Milieu mit traditioneller Lebensweise groß geworden ist. Die Tochter einer Lehrerin und eines Parteifunktionärs wurde von ihren Eltern so erzogen, dass sie in jedem Fall eine Ausbildung machen und dann berufstätig sein sollte. Als eine Hausfrau, die den ganzen Tag vor dem Herd steht, sah sie sich nie. „Mein Mann hat von mir niemals verlangt, dass ich zu Hause bleiben soll, um mich um ihn zu kümmern,“ sagt sie. „Vielmehr wollte er, dass ich mich mit der Verbesserung meiner deutschen Sprach- und Kulturkenntnisse beschäftigte. Sofort nach der Ankunft begann ich den politischen Klub Dialog zu besuchen“.

Ob die Kasachin eine bedeutende Änderung in ihrem Charakter bemerkt hat, seitdem sie in Deutschland lebt, kann sie nicht bestimmt sagen. Aber sie beobachtet jetzt die ka-



Galina Nurtasynova in ihrem Arbeitszimmer

sachischen Frauen, denn sie macht oft mit ihnen Geschäfte. Sie hat Kontakt zu Rauschan Sarssenbaewa, der Geschäftsleiterin der Organisation der Geschäftsfrauen von Kasachstan. Galina Nurtasynova arbeitet auch mit Soziologie- und Politikwissenschaftlerinnen aus Kasachstan zusammen. Die bekannteste Politikerin Dariga Nasarbaeva war auch schon auf Besuch in der Deutsch-Kasachischen Gesellschaft in Berlin. „Alles veränderte sich stark, seitdem viele neue technische Geräte auftauchten, die das Leben der Frau erleichterten“, meint Nurtasynova. „Alle kasachischen Frauen haben jetzt Waschmaschinen, dann kaufen sie noch Spülmaschinen. Ich habe auch bemerkt, dass viele meiner Freundinnen und Verwandten in Kasachstan mich oft zum Restaurant einladen, weil sie selbst nicht kochen wollen. Und so bekommen die Frauen mehr Zeit für ihre Karriere. Aber es gibt jetzt noch eine andere Tendenz: Viele kasachische Frauen setzen einen zu starken Akzent auf ihre Schönheit. Deutsche Frauen widmen den Schönheitssalons nicht so viel Zeit“.

Die Frau in Kasachstan arbeitete in Zeiten der Sowjetunion noch sehr viel. Aber sie sollte nicht nur ständig arbeiten, sondern auch den Haushalt führen und Kinder erziehen. Nach der neuen Emanzipationswelle, die Anfang 2000 kam, versuchten die kasachischen Frauen, von der traditionellen Geschlechterrolle wegzukommen. Es gibt zurzeit viele Frauen, die sich der Ausbildung und Karriere widmen wollen, die selbst Entscheidungen treffen und vom Leben Spaß erwarten. Aber solche Frauen sind hauptsächlich in den beiden Großstädten Astana und Almaty präsent.

Man hatte in Kasachstan lange Zeit keine feministischen Bewegungen. Das Streben nach Emanzipation kam aus Europa, wo die ersten feministischen Bewegungen stattfanden. Als mächtigste Welle gilt die feministische Revolution, die in Deutschland 1968 begann. Deshalb entstand da ein Unterschied zwischen

deutschen und kasachischen Frauen. Die einigen haben den Feminismus schon überlebt, den anderen steht er vielleicht noch bevor. Aber ob es gut oder schlecht ist, wenn Mann und Frau ihre Rollen allmählich austauschen, können nur Experten sagen.

Um die Entwicklung des feministischen Wegs und seine Auswirkungen zu verfolgen, werden die deutschen Frauen hier nun als Beispiel genommen: Magdalena Kemper und Dörte Thormählen, die Redakteurinnen des Frauenmagazins „Zeitpunkte“ im Kulturradio erzählen darüber, welches Verhältnis die deutschen Frauen jetzt zum Feminismus und ihrer Rolle in der Gesellschaft haben. „Die Emanzipation hat eine positive Wirkung nicht nur auf die Frauen, sondern auch auf die Männer. Der Mann nimmt zurzeit einen aktiven Anteil an der Kindererziehung. Er schenkt seiner Familie mehr Aufmerksamkeit, was nur positiv geschätzt werden kann,“ sagt Magdalena Kemper. Der Meinung von Dörte Thormählen nach, gibt es jetzt ganz viele Frauen, die sich von den alten Feministinnen der 70er Jahre abgrenzen. Sie können jetzt die Entscheidung darüber treffen, ob sie Karriere machen wollen oder Kinder erziehen. Es gibt die Frauen von Anfang 30, die keine feministischen Bewegungen mehr brauchen, denn sie haben schon alles erreicht. Aber die große Karriere können sie leider dennoch nicht machen. Man kann nur einige Ausnahmen unter den Frauen finden, die nach oben kommen. Da kommt man zum Schluss, dass vielleicht doch noch nicht alles erreicht ist. Die Frauen müssen noch in den verschiedenen Strukturen, der Gesell-

schaft, der Politik arbeiten, damit sie tatsächlich noch eine Gleichberechtigung erreichen.

Die Redakteurinnen behaupten, dass es keine Frauen gibt, die die Zeit zurückdrehen wollen. Hier entsteht zwischen den deutschen Frauen eine Diskussionslinie: Haben die Frauen alles erreicht oder nicht? Die Familienministerin Kristina Schröder hat das Buch „Danke, emanzipiert sind wir selber!“ geschrieben, wo sie radikal vertritt, dass die Frauen privat alles entscheiden können. Ihrer Meinung nach brauchen die Frauen keine anderen Rahmenbedingungen. Sie könnten alles, was sie wollen. „Aber das Buch wurde stark von ihrer eigenen Partei, der CDU sowie von der Kirche und Gewerkschaft kritisiert. Alle Frauen haben gesagt, dass sie noch Unterstützung brauchen, denn sie sind noch nicht am Ziel. Diese Debatten zeigen, wo die Frau in Politik und Gesellschaft heute steht. Die Frauen sind weit, aber sie dürfen nicht stehen bleiben,“ meinen Kemper und Thormählen.

Emanzipiert sind besonders diejenigen kasachischen Frauen, die oft ins Ausland kommen, hauptsächlich in die europäischen Länder. „Im Bundesparlament gibt es ein Stipendium für politisch aktive Studenten, die dort Praktikum machen können. Was besonders interessant ist: In den letzten vier Jahren haben dieses Stipendium nur Frauen erhalten. Die Veranstalter des Programms bewundern die Kasachinnen wegen ihres Unternehmergeists, ihrer Kreativität und Energie“, sagt Galina Nur-tasynova begeistert.



Xeniya Sutula

ist 1989 in Pavlodar, Kasachstan, geboren. Von 2007 bis 2011 studierte sie an der Eurasischen Nationalen Gumiljov-Universität fremdsprachige Philologie. Sie machte auch ein Auslandssemester an der Universität Duisburg-Essen. Sie besitzt ein Diplom für Deutsch und Englisch und arbeitet als freie Journalistin bei der Zeitschrift Businesswoman.kz. Dort schreibt sie über Genderpolitik und das Leben in Europa. Xeniya machte ihr Praktikum bei der Märkischen Allgemeinen Zeitung im Ressort Wirtschaft.

Ein teurer Haufen Grauklötze

Während Berlins Plattenbauten zu einem neuen Trend werden, bleiben die von Kiew düster und unrentabel

NATALYA SOKOLOWSKA

Jedes Stadtbild wird stark von seinen politischen Epochen geprägt. Erinnerung ist gut und eine zeitgemäße Renovierung, die geschichtliche Werte nicht ausradiiert sondern ergänzt, ist eine hohe Kunst. Mitte der 50er Jahre galt die Platte als letzter Schrei an Mode, Architektur und Behaglichkeit. Heute jedoch wird sie als ein Haufen „Grauklötze“ oder gar als Bausünde wahrgenommen.

Sowjetzeiten haben in Berlin eine deutliche Spur hinterlassen. Der östliche Teil der Stadt ist überfüllt von für jene Zeiten typischen Plattenbausiedlungen. Von Vierteln am Rande der Stadt dehnen sie sich bis zum Zentrum aus. Heute jedoch sehen die Gebäude im Herzen der Stadt, am Gendarmenmarkt zum Beispiel, weder grau oder hässlich aus, sondern ordentlich, sogar ziem-

lich sympathisch. Sogar die Platte am Stadtrand, in Gegenden wie Marzahn oder Hellensdorf, verlor vieles von ihren Eigenschaften der industriellen Massenanfertigung und bekam einen Hauch von Individualität und Style.

Kiew ist auch überfüllt von solchen Architekturmonstern. Wie auch jede andere ehemals sozialistische Stadt. Dort stehen sie jedoch grau und vernachlässigt da und wurden zu einem eher traurigen Teil des Stadtbildes. Nur einzelne Häuser wurden seit dem Zerfall der Sowjetunion als Ganzes renoviert. Ein gut durchdachtes Sanierungsverfahren könnte aber aus wirtschaftlichen sowie aus ästhetischen Gründen interessant sein. Und Deutschland könnte dafür ein gutes Vorbild abgeben.

Oft stellen sich die Behörden in der Ukraine die Frage, ob es sich jetzt lohnen würde, die alten Bauten abzureißen oder nicht. Nie wird hingegen die Möglichkeit einer Sanierung diskutiert.

In einem Ort wie der Ukraine ist es beängstigend, ein Thema anzusprechen, bei dem es um Investitionen durch den Staat geht. Wen interessiert es in den Verwaltungsetagen, in welcher Farbe ein Fenster oder ein Haus gestrichen ist? Es gebe wichtigere Probleme zu lösen, heißt es meistens. Von Seiten des Staates, wie von Privatleuten. Oft wohnt man ja sowieso zu fünft in einer kleinen Zweizimmerwohnung und hat kaum Geld, um Leib und Seele zusammen zu halten.

Der freischaffende Berliner Architekt Philipp Meuser hat ein Gegenargument: „Eine Sanierung alter Plattenbauten kann den Energieverbrauch eines ganzen Landes reduzieren“, sagt er. Seit 2004 setzt er sich mit internationalen Planungs- und Bauprojekten mit Schwerpunkt Osteuropa und Asien auseinander. Berlins Erfahrung bei der Umgestaltung von Plattenbauten könnte lehrreich für Kiew sein, findet er.

Diskussionen darüber gibt es auf politischer Ebene aber kaum in der Ukraine. Dabei könnte eine Sanierung der Plattenbauten das Land voranbringen: Erstens, weil man in diesem Bereich Geld sparen kann. Zweitens, weil es zu einer positiven Umgestaltung des Stadtbildes kommen könnte. Und zu guter Letzt, weil weitreichende Sanierungsprojekte Künstlern und Architekten eine Möglichkeit geben, sich kreativ auszudrücken.

Der Energiebedarf der Ukraine ist höher, als das was geliefert werden kann. Außerdem leidet das Land die letzten Jahre auch noch an einer instabilen Zusammenarbeit mit einigen seiner Nachbarländer, was die Energielieferung betrifft. „Man sollte versuchen zu überlegen, wo man Energie sparen kann“, sagt der Architekt. „Ich würde sagen: Im täglichen Leben und im Wohnungsbau. Denn zu bauen und zu wohnen verbraucht immer das meiste. Eine Erkenntnis, die für viele überraschend ist“. Eine Variante für die Ukraine, den Energiebedarf zu reduzieren, wäre, erstmal Wohnungen zu dämmen. „Das

Wichtigste wäre zum Beispiel, dass alle Heizungen mit Thermostaten ausgestattet wären. Dass man also nicht an einem bestimmten Tag im Jahre die Heizung an- bzw. ausschaltet, sodass sie läuft, egal ob es warm oder kalt ist“, sagt Meuser.

Finanzieren müssen das Sanierungsverfahren zum Teil die Bewohner selbst. Dabei sollte ihnen klar sein, dass sie eine langfristige Investition machen. Damit ist gemeint, dass die Summe, die investiert wird, in wenigen Jahren wieder drin ist, da man nach der Sanierung Energiekosten sparen wird. Solch ein Finanzierungssystem ist nicht nur für Deutschland typisch, sondern auch für viele Länder der ehemaligen Sowjetunion.

Momentan ist es aber in der Ukraine noch nicht üblich, in wirtschaftliche Güter zu investieren. Stattdessen wird Geld für Konsumartikel ausgegeben. „Geld zu investieren, um Kosten zu reduzieren, das versteht man noch nicht richtig“, sagt Philipp Meuser. Seiner Meinung nach kaufe man eher irrational irgendwelche Sachen. „Zum Beispiel eine neue Tür, die dann einen besonderen Sensor hat, sodass man mit Videokamera und per Knopfdruck aus jedem Zimmer gucken kann, wer gerade klingelt. Es wird vielleicht auch ein neues Badezimmer eingebaut und eine neue Küche. Wenige investieren aber in ein neues Fenster und in die Dämmung der Wohnung“, lautet seine Schlussfolgerung.

Ein anderes Merkmal von seriellen Plattenbauten, ob in Kiew oder Berlin, ist die Architektur-Ästhetik. Die meisten Gebäude wurden in grau und einheitlich gebaut. Bis heute ist das Erscheinungsbild dieser Gebäude in der Ukraine fast unverändert. In Berlin jedoch wurden sie im Rahmen eines weitreichenden Sanierungsprogramms auch von außen umgestaltet. „Schick, modern und sauber sehen sie aus im Vergleich zu unseren“ - hört man von denen, die beides zu sehen bekommen haben.

Visuelle Fahrlässigkeit entsteht, wenn die Eigentumsfrage nicht richtig geregelt ist. „Nach deutschen Wohnungseigentumsgesetzen ist das so: Wenn sie 20 Parteien haben und elf davon sagen, sie möchten eine Sanierung der Fassade, dann müssen die anderen neun auch dafür zahlen“ erklärt Philipp Meuser.

In der Ukraine sind die Eigentumsverhältnisse anders reguliert als in Deutschland. Es werden einzelne Wohnungen privatisiert. Wenn ein Haus 150 Eigentümer hat, beschäftigen sich die meisten nur mit der eigenen Wohnung. Kaum jemand kann bei so vielen Eigentümern bestimmen, was mit gemeinschaftlichen Flächen passiert, wie zum Beispiel dem Dach oder Treppenhäusern.

„In Deutschland sieht die Situation ganz anders aus. Die meisten Plattenbauten gehören nach wie vor dem Staat oder einer Wohnungsbaugesellschaft, die dem Staat gehört. Natürlich können sie auch privatisiert worden sein, aber dann als gesamtes Haus“, sagt der Architekt.

Um visuelles Chaos zu vermeiden, gibt es in jeder Wohneigentümergeinschaft Deutschlands eine eigene Hausordnung. Wenn die Eigentümergemeinschaft beschließt, dass alle Balkone gleich aussehen, also ein demokratischer Beschluss herbeigeführt wird, dann müssen sich alle daran halten. Nach diesen Regelungen ist es nicht einmal erlaubt, einzelne Fenster herauszureißen, um sie durch neue zu ersetzen.

Jede Stadt entscheidet für sich selbst, wie sie ihre Gebäude aus künstlerisch-architektonischer Hinsicht modernisieren wird. Was die Plattenbauten angeht, stehen die heutigen Künstler und Architekten vor der Aufgabe Sanierungsprojekte anzubieten, die das individuelle Gesicht der Häuser verstärken. „Monotonie kommt erst

vor, wenn man Gebäude mit wenig Anspruch saniert“ – sagt Meuser. „Wenn man Plattenbau genauer erforscht, sieht man, dass in vielen Elementen irgendwelche Gestaltungsabsichten bemerkenswert sind. Man hat viel mit Fliesen, Schmuck- oder Trennelementen, die im Sockelbereich angewandt wurden, gearbeitet“, erklärt er. Früher sei Vielfalt in der Architektur gefördert worden, auch wenn das heute nicht jeder gleich bemerke. „In Berlin haben wir spezielle Wohnungen für Künstler eingerichtet. Mit großen Fenstern und räumlichen Ateliers. Dort wurden sie dann zum Beispiel für ein Jahr hineingesetzt, wo sie sich dann mit dem Thema Plattenbau aus verschiedenen Hinsichten beschäftigt haben“, sagt Philipp Meuser. Eine Idee auch für die Ukraine?



Natalya Sokolowska

ist in Lviv, Ukraine, geboren. Von 2005 bis 2011 studierte sie am Institut der Internationalen Beziehungen an der Kiewer Taras-Schewchenko-Universität Internationale Information. An dieser Hochschule machte sie Diplome im Fach Internationale Beziehungen sowie im Englisch-Dolmetschen. Momentan arbeitet sie in der Presseabteilung des Nationalrats für Fernsehen und Rundfunk. Bei der Märkischen Allgemeinen Zeitung in Potsdam absolvierte Natalya ihr Praktikum.

In den Fußstapfen der Waganowa

Der Russe Olegs Sihranovs bringt Berlinerinnen klassisches Ballett bei

ANASTASIA LOZHKO

Das milde Sommerlicht strahlt durch die großen Fenster, die untergehende Sonne zeigt sich in den Spiegeln. Zarte Klaviertöne füllen den Tanzsaal und der ganze Raum scheint in der Luft zu schweben. So wie die Frauen, die sich durch den Saal bewegen. Es ist Ballettstunde hier im Placement Tanzstudio in Charlottenburg. „Ferse nach innen, Beine gestreckt, Rücken gerade“, ruft der Lehrer. „Wenn es nicht wehtut, dann macht ihr’s falsch“. Der Lehrer, das ist Olegs Sihranovs, ein gebürtiger Russe mit einem zarten Lächeln.

Es tut gewiss weh, aber die Frauen machen trotzdem weiter. Mit jeder Bewegung werden ihre Wangen röter, aber die Augen glänzen und die Stimmung ist gut. Nicht jeder Schritt sitzt perfekt und manche ihrer Posen sehen eher komisch als graziös aus, denn hier stehen keine Profis an der Stange: Kristina ist Friseurin, Janna ist Heilpraktikerin, Helene hat ein kleines Restaurant und Anna ist nur für kurze Zeit in Berlin, bald fährt sie nach Schweden, um Marketing zu studieren. Sie haben fast nichts gemein, außer der Liebe zum Tanz. Und Olegs ist da, um ihnen zu helfen, diese Leidenschaft in Körpersprache zu übersetzen. 13 Jahre lang wohnt er schon in Deutschland und arbeitet als Ballettlehrer.

Er wurde in Moldau in die Familie eines Militärs geboren, ist aber in der Hauptstadt Lettlands, in Riga, aufgewachsen. Da zeigte sich zum ersten Mal sein Interesse für den klassischen Tanz. Der kleine Olegs wollte wissen, wieso das Ballettröckchen fest bleibt. Um die Neugier zu befriedigen, ging er mit seiner Mutter fast jede Woche zu Aufführungen in die lettische Staatsoper, und da verliebte er sich endgültig ins Ballett. Im Kaukasus, wo er auch ein paar Jahre als Kind wohnte, besuchte er regelmäßig einen Tanzzirkel. Er war dort der einzige Junge neben 20 Mädchen.

Nach dem frühen Tod des Vaters zog die Familie wieder um, diesmal nach Karelien, eine Region Russlands an der Grenze zu Finnland. Der Weg dorthin führte durch das damalige Leningrad. Da erfuhr Olegs, dass die weltberühmte Ballettakademie von Agripinna Waganowa gerade Aufnahmeprüfungen machte. Der 11-Jährige ging heimlich in die Akademie, legte die schwierige Prüfung erfolgreich ab und wurde angenommen. Nach acht Jahren anstrengenden Studiums absolvierte er die Akademie als klassischer Balletttänzer. Im Anschluss engagierte ihn das Akademische Theater Wagnemüine von Estland. Es folgten Gastspiele als Solotänzer in St. Petersburg, Moskau und eine Welttournee, danach ein dreijähriges Engagement an der Staatsoper Warschau.



Foto: Anastasia Lozhko

Zartes Lächeln, harter Unterricht: Olegs Sihranovs mit drei Grazien an der Ballettstange

In St. Petersburg arbeitete er mit dem renommierten Ballettsolisten Valery Mikhailovsky zusammen, der zum ersten Mal in der Geschichte des russischen Tanztheaters eine Compagnie ausschließlich aus Männern etablierte. Da erfüllten die Männer auch die Frauenrollen, wobei sie die Kunst des Spitzentanzes beherrschen mussten. Später, am Moskauer Balletttheater Sergejew konnte Olegs sich, parallel zu seinem Engagement als Solotänzer, erstmals in der Funktion eines Ballettlehrers beweisen. Aber bald darauf machte ihm eine Rückenverletzung einen Strich durch die Rechnung. Die Schmerzen wurden unerträglich, er konnte kaum laufen. Die Prognose des Arztes klang hart: Hätte Olegs mit der Bühne nicht sofort aufgehört, er wäre bald im Rollstuhl gesessen. Seine Karriere als Solist war vorbei.

„Das was richtig schrecklich“, erinnert sich Olegs. „Plötzlich war alles zu Ende: meine Pläne, meine Hoffnungen, meine Träume. Ich war komplett ratlos, ich wusste nicht, was ich mit meinem Leben weiter anfangen sollte. Tanzen war das einzige, was ich konnte. Und wollte“.

Ihm blieb nichts anders übrig, als seine Bühnenerfahrungen, die Liebe zum Tanz und das Gefühl zum Körper an andere weiterzugeben.

Im Sommer 1999 kam Olegs nach Deutschland, zuerst nach Dortmund, wo er an der Internationalen Varieté Akademie junge Leute in die Kunst des Balletts einführte, ein Jahr später nach Berlin. Seit 2003 unterrichtet er an der Berliner Schule für Darstellende Künste „Die Etage“ und gibt auch Privatunterricht in verschiedenen Tanzstudios. Die Konkurrenz sei hoch, gibt er zu, und die klassische russische Ballettmethode könne nicht jeder aushalten.

„Russisches Ballett ist hart, damit muss man rechnen“, erklärt Olegs. „Aber man sieht auch das Resultat. Deswegen es ist für mich eine Herzensangelegenheit, die Waganowa-Methode zu unterrichten“.

Seine Schüler sind sowohl deutsche als auch russische Ballettinteressierte. Meistens sind es Frauen und meistens bleiben sie lange bei ihm.

Wenn man Olegs Sihranovs fragt, was Ballett für ihn ist, antwortet er ganz einfach und mit einem Wort: „Das Leben“. Es klingt überhaupt nicht pathetisch.



Anastasia Lozhko

kommt aus St. Petersburg, Russland. Sie hat an der St. Petersburger Staatlichen Universität Germanistik studiert. 2008 absolvierte sie die Universität mit einem Diplom in deutscher Philologie. Seit 2010 arbeitet sie bei der Petersburger Tageszeitung Newskoje Wremja im Lokalressort. Ihr Praktikum machte sie bei der B.Z.

Dienstboten aus Osteuropa

Zwischen Kulturaustausch, Ausbeuterei und der Falle einer Gesetzeslücke

NIKOLAI BERDNIK

Jedes Jahr kommen Tausende junge Erwachsene als Au-pair nach Deutschland, ein Großteil davon aus den ehemaligen Sowjetrepubliken. Im Gegenzug für Kinderbetreuung und Hilfe im Haushalt dürfen sie hier ein Jahr lang bei Familien wohnen, um Sprache und Landeskultur kennenzulernen. Vielen deutschen Gasteltern geht es aber nicht um Kulturaustausch, sondern um eine billige Haushaltshilfe.

Anja hat in Gorlowka, einer kleinen ostukrainischen Stadt,

Germanistik studiert. Nach dem Abschluss wollte sie das Land, von dem sie so viel in Vorlesungen gehört hatte, unbedingt mit den eigenen Augen sehen. „Und überhaupt wollte ich einfach mal raus aus der Provinz“, sagt die 23-Jährige. Deswegen beschloss sie, ein Au-pair-Jahr in Deutschland zu machen.

Die Gastfamilie in Frankfurt fand Anja im Internet. Dass das unsicher sein kann, habe sie nicht gedacht. „Die

Gast-eltern waren Rechtsanwälte, am Telefon waren sie sehr nett“, sagt Anja. „Außerdem dachte ich damals, alle Deutschen seien anständige Menschen“.

Bereits am Tag ihrer Ankunft bekam Anja von den Gasteltern eine „Dienstanweisung“, die ihren Arbeitstag bis auf die Minute genau regelte. Um sechs Uhr früh musste sie in der Küche sein und Frühstück für die Gasteltern und deren zwei Söhne zubereiten. Dann musste Anja das ältere Kind zur Schule und den Kleinen zum Kindergarten bringen, mit dem Hund Gassi gehen, einkaufen, Wäsche waschen, bügeln, Kinder abholen, sie beschäftigen, Abendessen für die Familie kochen. Um 19 Uhr war dann Feierabend, aber oft sollte sie noch babysitten. Fünf Tage die Woche ging das so. Jeden Samstag musste Anja noch das zweistöckige Haus putzen und alle zwei Wochen den Rasen im Garten mähen. Frei hatte sie nur sonntags. „Laut Vertrag hätte ich nicht mehr als sechs Stunden am Tag arbeiten sollen“, sagt Anja. „In Wirklichkeit waren es mindestens zwölf“.

Von Integration in die Familie war auch keine Rede. Sie habe sich isoliert und ausgeschlossen gefühlt, sagt Anja. „Die Gasteltern haben mit mir nur dann gesprochen, wenn sie etwas brauchten. Ob ich mich wohl fühlte oder nicht, war ihnen egal“, erzählt sie. „Ich war für sie einfach eine Dienerin aus einem exotischen und rückständigen Land“.

Verwandte Themen [Bearbeiten]

- [Frauenarbeit](#)
- [Gesinde](#), [Hauspersonal](#), [Au-pair](#), [Ausländische Haushaltshilfe](#)
- [Knecht](#), [Diener](#), [Lakai](#), [Leibeigener](#), [Sklave](#)
- [Magd](#), [Zofe](#), [Haushälterin](#), [Filia hospitalis](#)
- [Dienst](#), [Dienstvertrag](#)
- [Stummer Diener](#)
- [Schwarzarbeit](#)

Wer auf Wikipedia nach verwandten Themen zum Stichwort „Dienstbote“ sucht, stößt auch auf das „Au-pair - Mädchen“

Nach einem Monat reichte es Anja. Sie beschloss, die Gastfamilie zu wechseln. Ein mit ihr befreundetes Au-pair-Mädchen vermittelte ihr den Kontakt zu einer Agentur, und nach zwei Wochen war sie bei der neuen Gastfamilie in Berlin. „Die neue Familie ist das Gegenteil von der ersten, wir sind gute Freunde geworden“, erzählt Anja, die jetzt nach ihrem Au-pair-Jahr in Berlin studieren will. Ihre Gasteltern sind sogar bereit, eine Verpflichtungserklärung für sie zu unterschreiben, damit sie als Studentin in Deutschland bleiben darf. „Ich hatte Glück“, sagt Anja. „Einigen Bekannten von mir ging es aber nach dem Wechsel noch schlechter. Meine erste Gastfamilie hat übrigens auch eine Wechslerin gefunden“.

Solche Erfahrungen, die Anja in ihrer ersten Gastfamilie machte, sind zwar keine Regel, doch auch keine Einzelfälle. Die tatsächliche Lage von Au-pair in Deutschland

unterscheidet sich gravierend von der Vorstellung über das Austauschprogramm, die in der Gesellschaft herrscht. Glaubt man Vermittlungsagenturen, so gebe es lauter Erfolgsgeschichten, und wenn es doch zur Ausbeutung oder Missbrauch kommt, dann nur bei der Konkurrenz. Au-pairs erzählen aber eine ganz andere Geschichte.

Am häufigsten beklagen Au-pair mangelnde Integration in die Familie, viele fühlen sich wie normale Haushaltshilfen behandelt. Sie beschwerten sich, dass die maximale Arbeitszeit nicht eingehalten werde und dass die Aufgaben weit über Kinderbetreuung und leichte Mithilfe im Haushalt hinausgingen. Mitunter ist auch von krassen Eingriffen in die Privatsphäre bis hin zu Misshandlung die Rede, etwa von Ausgangssperre, Videoüberwachung im Haus, Kontaktverbot zu Freunden oder sogar Essensentzug.

Mareike Bode von der Berliner Vermittlungsagentur „Cefelin“ sagt, bei ihren Au-pairs kenne sie zwar keine Fälle von Ausbeutung und Missbrauch. „Es kann aber durchaus passieren, wenn man die Familie selbst im Internet sucht, weil niemand sie überprüft“, sagt sie. „Es können auch schwarze Schafe dabei sein, die das Mädchen einfach ausnutzen wollen“. Insgesamt gebe es die Tendenz, dass Gastfamilien in Deutschland sehr hohe Ansprüche an Au-pairs haben, aber selten Zugeständnisse machen möchten. „Ich beobachte seit einiger Zeit, dass deutsche Familien nicht mehr allzu sehr am Kulturaustausch interessiert sind, sondern eher jemanden ausschließlich für günstige Kinderbetreuung und als Haushaltshilfe suchen“.

Viele Möglichkeiten sich zu wehren gibt es nicht, besonders wenn man die Familie im Internet oder über eine unzuverlässige Agentur gefunden hat. Zwar schließen die Gastfamilie und das Au-pair einen Vertrag ab, in dem die Rechte und Pflichten beider Seiten festgelegt sind. Dieser Vertrag sei aber eher eine Vereinbarung, gibt Mareike Bode zu. Ein klassischer Papiertiger also.

Verstöße dagegen sind schwer nachzuweisen, und wenn man nicht von einer guten Agentur vermittelt wurde, nutzt das meistens gar nichts. Natürlich kann man auch wechseln, aber wo ist die Garantie, dass es in der nächsten Familie besser wird?

Eine rechtliche Grundlage für das Au-pair-Programm gibt es in Deutschland eigentlich nicht. Das sogenannte Europäische Übereinkommen über die Au-pair-Beschäftigung, das vom Europarat 1969 verabschiedet wurde, ist hier nie ratifiziert worden. Anstatt die Rahmenbedingungen für das Au-pair-Verhältnis zu verbessern, hat der Staat 2002 die Lizenzpflicht für Au-pair-Agenturen abgeschafft. Während zuvor eine Zulassung der Bundesagentur für Arbeit notwendig war, darf heute praktisch jeder Au-pairs vermitteln, man braucht dafür lediglich einen Gewerbeschein.

Nachdem sich ein rumänisches Au-pair-Mädchen im Jahr 2002 nach schweren Misshandlungen erhängt hatte, forderte der Bundestag die Regierung auf, private Au-pair-

Vermittlung zu verbessern. Viel geändert hat sich seitdem aber nicht. Zwar wurde mit Unterstützung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend das sogenannte RAL-Gütesiegel für Au-pair-Vermittler entwickelt. Dieses zu besitzen ist aber keine Pflicht.

„Man muss heute richtig aufpassen, auch wenn man die Gastfamilie nicht direkt im Internet, sondern über eine Agentur sucht“, sagt Alexei Natrus, Inhaber der Vermittlungsfirma „CAC-Corporation“ mit Sitz in Kiew. „Viele Kollegen, sowohl in der Ukraine als auch in Deutschland, sind ausschließlich am kurzfristigen Gewinn interessiert.“

Kaum ist der Bewerber über die Grenze, verfahren sie nach dem Motto: Aus den Augen, aus dem Sinn“.

Auch Gastfamilien haben unter unseriösen Vermittlern zu leiden, sagt Alexei. Eine übliche Praxis sei es zum Beispiel, dass nicht der Bewerber selbst, sondern eine andere Person mit potentiellen Gasteltern telefoniert, um diese mit perfekten Deutschkenntnissen zu überzeugen. Qualifikationen werden falsch dargestellt, Lebensläufe verschönert. „Und da steht plötzlich ein ganz anderer Mensch vor der Tür als derjenige, auf den man gewartet hat“, sagt Alexei. „Enttäuschungen und Konflikte sind dann nicht zu vermeiden“.



Nikolai Berdnik

studierte Germanistik in Horliwka und Kiew. In München absolvierte er ein Studium zum Übersetzer und Dolmetscher mit den Fachgebieten Wirtschaft und Technik. Zurzeit arbeitet Nikolai in der deutschen Redaktion der Nationalen Hörfunkgesellschaft der Ukraine. Sein Praktikum machte er bei der Nachrichtenagentur dapd.

„Berlin ist für mich ein gutes Omen“

Der Schriftsteller Juri Andruchowytsch über die Stadt seines Erfolgs

GALYNA GULII

Weite Hose mit mehreren Taschen, Ohrring im linken Ohr, die Angewohnheit das widerspenstige Haar mit der Hand zurückzuwerfen, zerlumpfte orange-schwarze Turnschuhe. So sieht der bekannteste ukrainische Schriftsteller, Dichter, Essayist und Übersetzer Juri Andruchowytsch aus, der mit seinen außergewöhnlichen Romanen zum Klassiker der ukrainischen Gegenwartsliteratur geworden ist. Er nennt sich selbst „ukrainischer Schriftsteller, der in Berlin verliebt ist“. In seinem neuen Buch, dem „Lexikon der intimen Städte“, das auf deutsch noch nicht erschienen ist, ist Berlin eine der zentralen Schauplätze. Andruchowytsch hat eine ziemlich lange Geschichte der Beziehung zu dieser Stadt. Sie spielt in seinem Leben eine sehr große Rolle. Andruchowytsch spricht fließend deutsch und reiste schon früh in den Westen, um Lesungen zu halten. Er hält sich immer wieder für längere Zeit in der deutschen Metropole auf, die sich tief in seine Herz verankert hat.

Juri Andruchowytsch, bei einem Interview haben Sie gesagt, dass Sie Ihre Werke bei Musik im Hintergrund schreiben: Welche Musik haben Sie während des Schreiben Ihres „Lexikons der intimen Städte“ gehört, insbesondere während des Kapitels über Berlin?

Andruchowytsch: Ehrlich gesagt, erinnere ich mich nicht mehr daran (lacht). Ich glaube, es war ethnische Musik, Folk und Post-Punk aus Osteuropa, rumänische, polnische, serbische und ukrainische Musik.

Berlin ist Ihre Lieblingsstadt, haben Sie mal gesagt. Was bedeutet es für Sie?

Berlin ist für mich ein gutes Omen. Es ist die Stadt, wo man den Schlüssel von einer Wohnung bekommt und plötzlich stellt es sich heraus, dass es der Schlüssel von der ganzen Stadt oder sogar von der ganzen Welt ist. Dank Berlin habe

ich viel erreicht, es ist die Stadt meines Erfolgs. Ehrlich gesagt halte ich Berlin nicht für eine sehr schöne und komfortable Stadt, aber irgendwie fühle ich mich hier wohl. Ich will nicht von Berlin für immer Abschied nehmen. Ich bin noch nicht erschöpft und habe viel zu tun hier, denn es ist eine facettenreiche, vielseitige Stadt, die mir viel Kraft und Inspiration bringt. Wenn ich die finanzielle Möglichkeit hätte, würde ich mir in Berlin eine Wohnung kaufen, um dort für ein paar Monate im Jahr zu leben.

Sie haben einmal gesagt, dass Venedig Ihnen nicht mehr gefällt, weil es durch Tourismus verdorben ist. Berlin ist auch voller Touristen, warum lieben Sie diese Stadt trotzdem?

Weil Venedig durch die Touristen erschöpft ist. Berlin ist aber eine viel größere Stadt, Touristen sind hier eine von Dutzenden Komponenten und man kann um sie einen gro-

ßen Bogen machen, wenn man Ruhe braucht. In Venedig ist das unmöglich.



Foto: Taksija Stezenko

Würde sich am liebsten eine Wohnung in Berlin kaufen: Der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsh

Warum ist diese Stadt so attraktiv für Schriftsteller und insbesondere für Sie?

Es ist nichts Mystisches, nur solide Pragmatik. Berlin

schuf die besten Voraussetzungen für ausländische Schriftsteller. Das gehört zur Stadtpolitik und zur Politik des deutschen Staates. Keine andere Hauptstadt oder „Hauptstadt“ der Welt hat so viele attraktive Angebote, um sorglos zu leben und zu arbeiten. Und was mich und das Schreiben betrifft, gelingt es mir in Berlin besonders gut, meine Zeit zu organisieren. Zu Hause wäre ich nicht in der Lage, ein großes Buch wie einen Roman oder eine Art von Enzyklopädie wie „Lexikon der intimen Städte“ zu schreiben. Dort würde ich irgendeine Ausrede finden, um das Schreiben nicht heute sondern morgen oder übermorgen zu beginnen. Und wenn ich nach Berlin komme, beginne ich sofort meine Arbeit.

Man bezeichnet Sie als eine Art Diplomat, als Botschafter der ukrainischen Kultur im Westen. Wie sieht Ihre Diplomatie aus?

Wenn es eine Diplomatie ist, dann ist sie nicht gut, weil ich das sage, was ich denke, was Diplomaten nicht machen sollten. Deutschland gefällt mir deswegen, weil es die Unabhängigkeit des Denkens und der freien Meinungsäußerung schätzt. Das ist die ganze Diplomatie (lächelt).

Juri Andruchowytsh wurde 1960 in Iwano-Frankiwsk/Westukraine geboren, studierte Journalistik und begann als Lyriker. Momentan gilt Andruchowytsh als eine der wichtigsten kulturellen und intellektuellen Stimmen seines Landes. Seine Bücher zählen für viele zum Besten, was sie in den letzten Jahren gelesen haben.

Er ist der erste ukrainische Schriftsteller, der bei dem führenden Verlag deutscher Sprache, bei Suhrkamp, publiziert wurde und schließlich mit einem Schlag in Deutschland berühmt geworden ist. Im Ausland wurde er mit seinem Essayband „Das letzte Territorium“ (2003) und dem Roman „Zwölf Ringe“ (2005) bekannt. Später kamen noch „Moscoviada“ (2006). Zuletzt: „Engel und Dämonen der Peripherie. Essays“ (2007) und „Geheimnis: Sieben Tage mit Egon Alt“ (2008).

Juri Andruchowytsh wurde mit nationalen und internationalen Preisen ausgezeichnet, darunter 2001 mit dem Herder-Preis der Alfred-Toepfer-Stiftung, mit dem kulturelle Leistungen in Osteuropa gewürdigt werden. 2005 erhielt Juri Andruchowytsh den Sonderpreis zum Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis der Stadt Osnabrück und war Gast des Berliner Künstlerprogramms des DAAD. 2006 bekam er den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung. In seiner Heimat ist er Vizepräsident des Ukrainischen Schriftstellerverbands.



Galyna Gulii

wurde in der ukrainischen Stadt Iwano-Frankiwsk geboren und ist dort auch aufgewachsen. Von 2000 bis 2005 hat sie an der Nationalen Wasyl-Stefanyk-Universität der Vorkarpaten Germanistik studiert. Seit 2006 arbeitet sie als Redakteurin bei dem ukrainischen Nachrichtenportal Korrespondent.net in Kiew. Sie machte ihr Praktikum bei der Berliner Zeitung im Online-Ressort.

Milchgrüße aus Russland

Wer in Deutschland Kefir kauft, bekommt nicht unbedingt den Geschmack, den er erwartet

OLGA MIKHALENKO

Nachdem man in Deutschland angekommen ist, wundert man sich über die Vielfalt der Lebensmittel in den Regalen der Geschäfte. Alles ist ungewöhnlich: vom Geschmack über die Verpackung bis hin zu den Bezeichnungen. Alles will ausprobiert werden.

Nach einiger Zeit wird die Euphorie von Nostalgie eingeholt, auch was das gewohnte Essen betrifft. Es gibt in Deutschland verschiedene Sorten von Joghurts, aber die russische Seele fordert den heimatlichen, bekannten Geschmack des Kefirs. Die Suche führt einen in die russischen Geschäfte Berlins, um dort diesen eigenartigen sauren Geschmack des Kefirs zu genießen. Gott sei Dank! Auf einmal fällt der Blick auf das Regal eines Supermarkts, die bekannten, mit den lateinischen Buchstaben geschriebenen Wörter „Kefir Kalinka“ sind entdeckt.

Die Russen haben eine besondere Beziehung zu Kefir. Kefir wird entweder einfach so getrunken, oder man verwendet es zum Kochen, zum Beispiel für das Nationalgericht, die Kaltsuppe „Okroschka“. Da werden Kartoffeln, Gurken, Eier, Fleisch und frische Kräuter zusammengewürfelt und anschließend mit Kefir verrührt. Welcher Russe isst an einem heißen Sommertag nicht gern diese Suppe? Mit Kefir werden auch Pfannkuchen gebacken. Mit Kefir wird auch der Teig für Kuchen gemacht. Manchmal trinkt man Kefir in der Nacht statt eines Abendessens, um die Arbeit des Darms zu verbessern. Oft wird er auch als Heilmittel zusammen mit einem Antibiotikum verordnet. Leute, die davon träumen, abzunehmen, wählen sehr oft eine Kefir-Diät: am Morgen Kefir, am Tag Kefir, am Abend Kefir und in der Pause zwischen den Mahlzeiten auch. Und für die Schönheit wird Kefir schließlich auch genutzt: Man stellt aus ihm Gesichtsmasken und Haar-Shampoo her.

Kefir ist ein Milchgetränk. Er entsteht durch einen Gärungsprozess der Milch, indem Bakterien Zucker in Milchsäure umwandeln. Und er ist eines der wenigen Milchprodukte, das mit Hilfe von Hefepilzen produziert wird. Erfunden wurde das Getränk im Elbrusgebiet im Jahre 1867. Von hier wurde es in die ganze Welt gebracht, aber die kaukasischen Bergbewohner machten um die Rezeptur lange ein Geheimnis.

Die Produktion des Kefirs auf heute russischem Boden hat im 20. Jahrhundert angefangen. Der Legende nach beauftragte die Allrussische Gesellschaft der Ärzte die junge Irina Sacharowa, das Rätsel des Kefir-Rezepts zu lüften. Im Jahr 1906 hatte sie die Schule für Milchwesen beendet und sollte nun, zwei Jahre später, nach Karatschaj fahren, um dort das Rezept ausfindig zu machen. Doch niemand wollte es verraten. Stattdessen wurde die junge Frau entführt. Fünf Reiter brachten sie zum Bergkaiser Bekmursa Beischerov. Das Oberhaupt hatte einen Verwandten, der

unsterblich in Irina Sacharowa verliebt war, und wollte die beiden miteinander verheiraten. Die Angelegenheit landete aber vor Gericht. Irina verzieh den Beschuldigten. Doch als Wiedergutmachung für den moralischen Schaden forderte sie, ihr das Rezept für die Herstellung des Kefirs auszuhändigen. Ihrer Bitte wurde nachgegeben. Seit 1908 wird nun das energispendende Getränk in Moskau als Massenware verkauft.

In russischen Foren im Internet gibt es verschiedene Diskussionen darüber, wo man in Deutschland russische Nationalprodukte kaufen kann. Und am meisten wird nach Kefir gefragt. Es liegt in der Beliebtheitsskala ganz oben.

In Deutschland werden ähnliche Milchprodukte produziert, wie Buttermilch und Joghurt, aber ihr Geschmack ist ein bisschen anders. Und auch der russische Kefir wird mittlerweile in Deutschland hergestellt, wenn auch nicht sehr viel davon. Heutzutage, so Valentina, eine 70-Jährige Russlanddeutsche aus Berlin, sei es nicht mehr schwierig, russische Lebensmittel in Deutschland zu finden. Aber anfangs habe man solche Produkte wie Kefir als Vorrat kaufen müssen. „Den größten Teil unseres Lebens haben wir mit unseren Familien in Russland gelebt. Wir waren daran gewöhnt, dass Kefir immer im Haus ist“, sagt Valentina.

In Russland ist es normal, Kindern schon ab sechs Monaten Kefir zu trinken zu geben. Das Getränk gilt als sehr gesund für sie. Fast alle russischen Kinder lieben Kefir mit Zucker zum Naschen. „Als wir nach Deutschland umgezogen sind, war unsere Enkelin zwei Jahre alt, deshalb war Kefir einfach notwendig. Wir sind extra zu russischen Geschäften gefahren, um Kefir zu kaufen. Heute ist es leichter ihn zu finden, denn Kefir wird in fast allen normalen Supermärkten verkauft. Aber ehrlich gesagt ist der Geschmack des deutschen Kefirs ein bisschen anders als der in Russland. Er ist saurer, und das Getränk ist flüssiger“, erzählt Walentina.

Hört ein Berliner das Wort „Kefir“, ist er in der Regel erstmal ratlos. Er kennt das Wort nicht, wenn es ein Russe ausspricht. Denn dann fällt die Betonung auf die zweite Silbe. Aber nach ein paar Sekunden angestregten Nachdenkens kommt meist die Erleuchtung. „Ach, ja! Kefir! Ja natürlich, ich kenne ihn“, lächelt Ulrich, ein 72-Jähriger Berliner. Und natürlich betont er die erste Silbe des Wortes.

Manche Deutschen erzählen, dass sie zum ersten Mal Kefir in Russland probiert haben. Sie waren begeistert von seinem Geschmack und haben ihn fern von Deutschland mit Genuss getrunken. Aber kaum waren sie zurück in Deutschland, haben sie den Kefir schon wieder vergessen.

Andere Geschichten sind eine Ausnahme: „Ich kenne den Geschmack aus meiner Kindheit“, erzählt Ilse in einem

Supermarkt. Die heute 43-Jährige wuchs in der ehemaligen DDR auf.

Eine andere Berlinerin, die erzählte, dass sie eher den süßen Joghurt gewohnt ist, bezeichnet den Geschmack des Kefirs als erfrischend. Und genau dafür mögen ihn auch die Russen so sehr.

Bis heute ist es noch ein Firmen-Geheimnis, wie Kefir produziert wird. Der deutsche Unternehmer, der den Kefir „Kalinka“ herstellt, beantwortet keine Fragen zur Produktion des Milchgetränks. Aber es ist nicht so wichtig, das Rezept von Kefir zu kennen, die Hauptsache ist, dass Kefir in Deutschland so beliebt ist wie in Russland.



Olga Mikhalenko

wurde in Krasnojarsk, Russland, geboren. Von 1995 bis 2004 studierte sie an der Irkutsker Staatlichen Wirtschaftsakademie sowie an der Baikal-Staatlichen Universität Wirtschaft und Recht. Sie hat Diplome in Weltwirtschaft und in Journalistik. Sie arbeitet als stellvertretende Chefredakteurin bei der Zeitschrift Energy Markt und war Praktikantin in der internationalen Abteilung der PR-Agentur MediaConsulta.

Flüssige Körper

Aufgebrochene Gender-Vorstellungen als Berlins neuer Mainstream

VOLHA MARTYENKA

Berlin gogo! In Berlin will niemand dich, dein Aussehen oder deinen Lebensstil beurteilen. Wir sind alle willkommen in dieser europäischen Variante von San Francisco.

Das macht Berlin verlockend für alle möglichen außergewöhnlichen Menschen, sowohl in Bezug auf ihre Ideen als auch auf ihr Image. Die Kriterien von diesem Laissez-faire sind aber streng: Jede Person muss individuell denken und aussehen, um attraktiv und interessant für die anderen zu sein. Und du entscheidest selbst, was du aufs Spiel setzen willst, um allgemeine Anerkennung

zu gewinnen. Qualitäten wie Flexibilität und Anpassungsfähigkeit sind dabei sehr wichtig. Das Leben in der Großstadt verändert sich sehr schnell, was die Lebensumstände, die Arbeitsbedingungen, die Beziehungen und die Körper der Menschen beeinflusst.

Alle Typen von Körpern finden da einen Platz für sich: transgende Körper, dicke Körper, dünne Körper, schwarze Körper, androgyn Körper, queere Körper, behinderte Körper, rebellische Körper, Körper-Cyborgs, Nichts-Besonderes Körper. In Berlin glotzt niemand. Da ist es auch klar, dass die Körper nicht eindeutig festgelegt sind, nicht nur „männlich“ oder „weiblich“, nicht nur „gesund“ und „behindert“, nicht nur „queer“ oder „normal“ sind, sondern sie verwandeln sich immer wieder. Sie sind flüssig. Diese Metamorphosen sind momentan und nicht auffällig. In dieser augenblicklichen Veränderlichkeit, ständigen Grenzenüberschreitung und Identitätsvielfalt liegt die Berliner Schönheit.

Im Rest von Deutschland sehen die Menschen anders aus im Vergleich zu Berlin. Um in München, Hannover oder Leipzig zu leben, muss man eine stabile Identität entwickeln und eher nicht zum Rollenwechsel, sondern zur festen Reproduzierung einer einzigen Rolle bereit sein. Meiner Meinung nach ist es eine provinzielle Anpassungsstrategie, die nicht nur für Deutschland, sondern auch für die Länder Osteuropas üblich ist.

Kollektivistischer Lebensstil, Paternalismus und Heteronormativität wurden einst vom Sowjetischen Staat pro-



Je individueller, desto berlinerischer: „In Berlin will niemand dich, dein Aussehen oder deinen Lebensstil beurteilen“, findet Volha Martynenka

pagiert. Das ruinierte die Fähigkeit von Generationen von Menschen, für sich selbst zu entscheiden und Initiative zu ergreifen. Für Jahrzehnte hatte die „kommunistische Moral“ Intimität und Beziehungen kontrolliert. Deshalb ist es heute schwierig für Menschen mit einer beweglichen Identität, in diesen Länder zu leben. Die Gesellschaft legt bis jetzt auf Tradition, Kollektivismus und Konformismus großen Wert.

Lächerlich, dass man in Osteuropa immer noch hauptsächlich hyperfeminine Frauen und hypermaskuline Männer antreffen kann. Die Verhaltensmuster von den sogenannte Neuen Russinnen, Neue Ukrainerinnen oder Neue Weissrussinnen sind in diesem Sinn besonders interessant, denn sie reproduzieren die Gender-Schemen, die ihnen in der Schule anhand der Russischen Literatur des 19. Jahrhundert beigebracht wurden.

Eine richtige Auseinandersetzung mit der Sowjetischen Geschichte hat nicht stattgefunden. Zum Beispiel gibt es bis heute ein polizeiliches Verbot für den Christopher Street Day. Deshalb müssen heute viele Menschen in der inneren Emigration leben, zu ihnen gehören auch die, die nicht den traditionellen Geschlechterrollen zuzuordnen sind. Osteuropa und Zentralasien ist zum Naturschutzgebiet für konservative Gender-Vorstellungen geworden, dank der Unterstützung der Orthodoxen Kirche und des Islams. Reaktionäre Politiker und Politikerinnen wollen überhaupt nicht wahrhaben, dass Schwule, Lesben, Bisexuelle und Transgender in jedem Land und unter jedem Regime leben.

Die Zeit aber hat sich geändert, weder Duellanten noch Menschen aus Stahl sind noch die Helden unserer Zeit. Die neue Herausforderung heißt, immer mobil, flexibel und offen zu sein. Gesellschaften ändern sich.



Volha Martynenka

kommt aus Weißrussland und hat Philosophie und Soziale Theorie studiert. Sie sagt von sich: „Ich bin lesbisch, queer und eher apolitisch“. Sie schreibt Texte für Weblogs und unter anderem für das Onlineportal n-europe.eu. Ihr Praktikum machte sie bei der Wochenzeitung Jungle World.

Berlinerin mit russischer Seele

Die Künstlerin Asja Rose malt vor der Gedächtniskirche Karikaturen und Porträts

INNA PISHCHULINA

Berlin ist eine Oase, wo sich Künstler aus der ganzen Welt tummeln. Der Geist der Freiheit und die schöpferische Atmosphäre der deutschen Hauptstadt begeistern viele Maler, Musiker und Schriftsteller, die wie Zugvögel danach streben, wieder und wieder hierherzukommen. Und manch einer bleibt für immer da.

Wie die russische Malerin Asja Rose. An einem sonnigen Tag im Juni sitzt sie auf dem Platz vor der Gedächtniskirche. Sie zeichnet Porträts der Passanten und verdient damit ihr Brot. Berlin wurde für sie schon vor langer Zeit zu einem schöpferischen Obdach. In Moskau wurde sie geboren und ist dort auch aufgewachsen, aber mit 17 Jahren zog sie nach Berlin. In Russland war sie seit langem nicht, weil dort keine ihrer nahen Verwandten mehr leben. Aber ihre Heimat hat sie nicht vergessen. „Die russischen Weiten kommen oft in meinen Träumen vor“, erzählt sie.

Angefangen zu malen hat sie schon als kleines Kind. Nach dem Abschluss der Moskauer Kalinin-Schule für Angewandte Kunst fing sie an im Moskauer Verlag „Pros-etschenie“ zu arbeiten, wo sie Illustrationen für Kin-

derbücher und Lehrbücher zeichnete. Und wie so viele Moskauer Maler zeichnete sie auch Bilder auf dem Arbat, eine bei Künstlern beliebte Fußgängerzone im Zentrum von Russlands Hauptstadt.



Ihre Lieblingszeichnungen: Nichts malt die Straßenkünstlerin Asja Rose so gern wie Karikaturen und Porträts.

Der Platz vor der Gedächtniskirche ist immer laut und belebt. In jeder Minute eilen Menschenmassen vorüber. Viele Straßenkünstler haben hier auf dem Asphalt ihren Arbeitsplatz aufgebaut. Die russische Malerin Asja Rose erkannt man unter ihnen an ihrer ruhigen Art und einem tiefen nachdenklichen Blick.

Sie zeichnet in feinen Linien und eleganten Strichen. Die Helden ihrer Bilder sehen wie lebendig aus, wenn sie die Zeichnung fertig hat. Jeder von ihnen hat einen eigenen Charakter und eine eigene Stimmung. Nur zwanzig Minuten dauert es, und die geschickten lebhaften Hände dieser Malerin stellen schon das nächste Porträt fertig.

Um die jeweiligen Stimmungen zu erzeugen, malt Asja Rose mit verschiedenen Materialien, mit Bleistift, Kohle, Öl oder Wasserfarben. Aber egal, wie viel Mühe sie sich gibt, es kommt nicht immer bei den Leuten an. „Das, was wir Maler mit unseren Händen machen, interessiert heute kaum noch. Hauptsächlich zieht unser Schaffen Kinder und Jugendliche an. Ihnen gefällt, dass man etwas mit den Händen erschaffen kann. Die ältere Generation ist hauptsächlich mit dem Geldverdienen beschäftigt“, sagt Asja traurig.

Zum ersten Mal ist Asja Rose als Touristin nach Berlin gekommen. Sie war von der freiheitlichen Stimmung total begeistert. Im Vergleich zu Moskau fand sie Berlin außerdem klein und ruhig, die Straßen schmal und den Verkehr auf den Straßen sehr entspannt. Als Asja sich hier in einen jungen Mann verliebte, besuchte sie die deutsche Hauptstadt immer öfter und wechselte schließlich ihren Wohnort ganz.

„Ich persönlich hatte keine Probleme mit der Integration. Ich bin ein Mensch der Kunst, und kreative Menschen können sich in einem beliebigen Land der Welt zurechtfinden. Ich musste mein Diplom nicht anerkennen lassen. Ob Moskau oder Berlin – das ist mir egal. Ich kann überall arbeiten“.

Es sei für sie ein großes Vergnügen gewesen, Deutsch zu lernen, sagt sie. Und damit nicht genug. Sie möchte gerne fünf oder sechs weitere Sprachen beherrschen. Jetzt hat sie angefangen Latein zu pauken. „Dann ist es leichter, andere Sprachen zu lernen“, ist sie überzeugt. „Jede neue Sprache erweitert meinen Horizont und öffnet mir die Tür in eine neue Welt“.

Einen leichten Job hat sie sich nicht ausgesucht. Kälte, Wind und Regen machen ihr zu schaffen, wenn sie von früh bis spät an der Tauentzienstraße sitzt und zeichnet. Deshalb ist das sonnige Wetter für die russische Malerin die Hauptquelle ihrer Inspiration. Asja sagt, dass sie am liebsten Karikaturen zeichnet. „Stürmische Emotionen“, sagt sie, würden Parodien hervorrufen. Die größte Belohnung für sie sind dann das Lächeln und die Freude auf den Gesichtern der Passanten und ihrer Kunden, das Glück in den Augen der Kinder.

Drei Prozent Talent und 97 Prozent Fleiß, Beharrlichkeit und Konzentration, das sind die Zutaten für Erfolg, ist sich die Straßenmalerin sicher. Für sie ist es wichtig, sich schöpferisch weiterzuentwickeln und zu vervollkommen. „Bleibe nicht bei Erreichtem stehen, sondern gehe vorwärts!“



Inna Pishchulina

ist in der Stadt Belgorod, Russland, geboren und aufgewachsen. Sie studierte Journalistik an der Staatlichen Universität Belgorod bis 2011. Heute studiert sie an der Fakultät für Germanistik. Nebenher schreibt sie für die Zeitschrift Bellfashion im Sozial- und Kulturbereich und auch für andere Medien. Inna fuhr für ihr Praktikum jeden Tag nach Frankfurt/Oder zur Märkischen Oderzeitung.

Medialisierter Protest und Protest gegen die Medien

Der Berliner David Rych reflektiert in einem Kurzfilm die politische Ikonografie von Femen

KATERINA MISHCHENKO

In ihrer Heimat Ukraine sind sie schon eine Berühmtheit und allmählich erobern sie auch den Rest von Europa: die Aktivistinnen der Gruppe Femen. Die von den Medien geliebte Frauengruppe reagiert aktionistisch mindestens einmal pro Woche auf die politischen und sozialen Herausforderungen in der Ukraine und zunehmend auch in anderen Ländern, in denen sie sich zum Protest herausgefordert fühlt. Paris, Minsk und Davos sind einige ihrer Aktions-Schauplätze.

Femen protestieren gegen Sex-Tourismus in der Ukraine, gegen Gewalt an Frauen, gegen eine niedrige Qualität von kommunalen Dienstleistungen, gegen unfaire Präsidentenwahlen, gegen die Fußball-Europameisterschaft. Die Anlässe werden immer wieder von den Medien geliefert.

Seit einigen Monaten diskutieren ukrainische Politiker und manche kirchlichen Organisationen über das gesetzliche

Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen. Femens Antwort war die Aktion „Sturmläuten“ im Glockenturm der Kiewer Sophienkathedrale, wo die Frauen barbusig und mit Blumenkränzen auf dem Kopf die Glocken schlugen. Ein schwarzes Banner mit der Aufschrift „Stop“ bedeckte die weiße Fassade der tausendjährigen Kathedrale. Das Motto der Aktion: „Wir gebären nicht für euch!“. Nach kurzer Zeit kam die Miliz und stieß die Aktivistinnen in ein Auto. Ende der Aktion.

Unter den JournalistInnen und FotografInnen, die den ganzen Ablauf mitverfolgten, war der Berliner Video-Künstler David Rych. Er war extra nach Kiew gekommen, um eine Aktion von Femen für die 7. Berlin Biennale zu dokumentieren. Rych, der dokumentarische und politische Filme macht, hat eine besondere Form gefunden, von dieser Aktion zu erzählen. „Ich versuche sehr nah an den Menschen zu sein und möchte zeigen, mit wem man es zu tun hat“, sagt Rych. „Ich wollte Femen nicht nur als uniforme Truppe darstellen, die sehr organisiert und konzentriert arbeitet, sondern auch zeigen, wie ihre Vorbereitung funktioniert, wie ihre Wohnung aussieht. Das stellt die menschliche Seite in den Vordergrund.“

Das fertige Video: In einer kleinen Wohnung in einer Kiewer Plattenbausiedlung beschäftigen sich die Femen-Frauen mit den letzten Vorbereitungen. Die Kamera fixiert die Trophäen von theaterhaften Femen-Aktionen. Ins Auge fällt eine Miliz-Schirmmütze. Praktisch nach jeder Aktion werden die Frauen für ein paar Stunden oder auch ein paar Tage festgenommen. Dann ein Szenenwechsel. Die Aktivistinnen haben ihren anonymen geschützten Frauenraum verlassen und sind jetzt im Zentrum der Stadt. Für eine knappe Stunde besetzen sie den öffentlichen (Macht-)Raum, um gegen Klerikalismus und staatliche Dominanz zu protestieren.

Doch Rychs Interesse geht noch weiter. Er will seinen Film wie eine Inszenierung aussehen lassen. Der Video-Künstler versuchte so statisch wie möglich zu arbeiten, um der Performance von Femen Raum zu geben. „Sie arbeiten sehr ikonografisch, es gibt eine gewisse Klarheit, das kann man gut unterstreichen. Deshalb habe ich versucht, die Journalisten, die da waren, auszublenden.“

Diese Optik wird als neuer politischer Blick auf die berühmten Newsmakerinnen als Teil des Projekts „Brea-



Zwei Frauen der Femen-Gruppe bei der Aktion „Sturmläuten“

king the News“ in der 7. Berlin Biennale gezeigt. Dieses Projekt setzt sich als Ziel, die Dominanz der Mediensprache anzugreifen.

In seinen Videos untersucht David Rych die Gestaltung der Blickpolitik. Mit seiner Perspektive will er in dem politischen Prozess, also bei der Protestaktion, selbst mitmachen. Rych bildet dabei eine zweite Ebene für die Rezeption der Aktion „Sturmläuten“, und zwar eine künstlerische. „Vielleicht ist eben diese Aktion ihre Domäne, ein politisches Umfeld, in dem sie sich zu Hause fühlen, auf der anderen Seite ist diese Verbindung zwischen fast folkloristischer, paganistischer Ästhetik von entblösten Frauenkörpern und dem Staat und der Kirche, diesen dominanten patriarchalen Frauenunterdrückern, sehr stark. In dieser Binarität hat die Aktion unheimlich gut funktioniert, wenn die Polizei kommt und nicht weiß, wie sie diese nackten Frauen angreifen soll. Es war eine der stärksten Sachen, die ich bei denen gesehen habe.“

Im Kurzfilm über „Sturmläuten“ finden sich nicht nur neue Potentiale für Nachrichten als Sprachform für Medien, sondern auch eine andere Wahrnehmung des medienbeliebten Aktivismus von halbnackten Frauen. In einer stark sexualisierten Kultur – und da unterscheiden sich die ukrainischen Medien nicht sehr von den ausländischen – reagieren Journalisten blitzschnell auf die Protestankündigung von Femen. Die daraus entstehende gegenseitige Instrumentalisierung von Femen und Medien wirkt jedoch subversiv. Wenn die Unterdrückten entblößt der Macht widerstehen, ruinieren sie ihr traditionelles symbolisches Bild des gehorsamen Volkes und ergreifen die Teilhabe in politischen Prozessen.



Katerina Mishchenko

wurde 1984 in Poltawa, Ukraine, geboren und studierte Germanistik in Kiew und Hamburg. Sie unterrichtete Theorie und Geschichte der Weltliteratur an der Nationalen Linguistischen Universität Kiew. Seit 2007 arbeitet sie als freie Autorin und Übersetzerin. Sie ist Herausgeberin und Redakteurin des kunstliterarischen und sozialkritischen Magazins Prostory. Bei der taz machte sie ihr Praktikum.

Heimat in der Zeitung

Wie der Markt der russischen Printmedien in Deutschland Integration erschwert

DMYTRO KUPCHENIA

Jeder Mensch, der an einen neuen Ort kommt, will in seiner Seele ein Stückchen der alten Heimat bewahren. Er nimmt sich Bücher, Lieder oder Kleidung mit und versucht, im Ausland seine alten Gewohnheiten aufrechtzuerhalten. Und natürlich will er in der Fremde auch alle wichtigen Informationen und Neuigkeiten aus dem Land erfahren, das er gerade verlassen hat. Dann greift er zu den Medien.

Laut Angaben der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen, sind die Menschen, die russisch sprechen, zurzeit die größte sprachliche Minderheit in Deutschland. Doch seit der Vereinigung Deutschlands hat sich die Zahl der Russisch-Lernenden in den Schulen erheblich verringert, etwa von 600 000 auf 140 000. In den Schulen der ostdeutschen Bundesländer hat das Russische aufgehört, eine der Hauptfremdsprachen zu sein. Es steht nun an vierter Stelle nach Englisch, Französisch und Spanisch. Auch die Zahl der Russisch-Studierenden – der Osteuropa-Historiker, der Slawisten und Fachkräfte für Osteuropäisches Recht – hat sich verringert.



Foto: Dmytro Kupchenia

Auf der Suche nach schlechten Nachrichten: Für eine russische Zeitung hat Ivan Dobrinitsh immer genügend Kleingeld in der Tasche

In den 1990er Jahren wanderten Hunderttausende russischsprachige Menschen nach Deutschland aus. Diese Diaspora-Gemeinde hat sich hier eine breite russische Infrastruktur aufgebaut: Medien, medizinische Versorgung, Handel, Unterhaltung. Der aktivste Teil dieser Diaspora hat sich das Deutsche sehr gut angeeignet. Aber eine Basis ihres Erfolges ist mehr oder weniger von einer stabilen russischsprachigen Umgebung abhängig. Daher ist die Geschäfts-Elite der Diaspora mehr daran interessiert, die Russen vorwiegend isoliert zu halten als sie bei ihrer Integration in die deutsche Gesellschaft zu unterstützen. Die Desintegration wird auch von Russland unterstützt, das sich bemüht, die russischen Medien im Ausland nicht aus dem Blick zu verlieren. So organisiert seine Regierung beispiels-

weise Treffen von Kulturbeschäftigten mit Landsleuten im „Russischen Haus“ in Berlin, sowie Kongresse für Mitarbeiter der russischsprachigen Presse.

Die Situation der Massenmedien kommentiert Gassan Huseynow, Doktorand der Kulturwissenschaft an der Düsseltdorfer Heinrich-Heine-Universität, so: „Dass die Integration ins Stocken gerät, ist auch auf die Lebensbedingungen zurückzuführen, und zwar auf die Freizügigkeit und die Zugänglichkeit von Print- und elektronischen Medien in der Muttersprache. Ein großer Teil von Russen hält sich zwar physisch in Deutschland auf, bleibt aber in der Einflussosphäre von Russlands Politik und Medien, also im geistigen Raum des Landes, in dem andere Verhaltensnormen und andere Wertvorstellungen herrschen als in dem Land, indem sie sich physisch aufhalten“.

Ein Blick auf die Schlagzeilen der russischen Presse in Deutschland: „Sex auf arabisch: die unheimlichen Traditionen“, „Ehemaliger Gefangener von Außerirdischen hat ein Buch über seine Abenteuer geschrieben“ oder „Nur bei uns, wenn Sie den Liebeszauberspruch bestellen, bekommen Sie den bösen Fluch umsonst“.

Emigranten kaufen diese russischen Zeitungen mit Hingabe. Der 66-jährige Ivan Dobrinitsh hat immer zwei Euro für eine Ausgabe übrig. Er mag russische Zeitungen, und es stört ihn nicht, dass die Auswahl nicht so groß ist. Es gibt den Kommersant, Argumenty i Fakty, manchmal die Iswestia und eine große Menge von Boulevard-Medien. Knurrend wie ein hungriger Hund frisst er jeden Morgen gierig Zeilen. Jeder seiner Arbeitstage beginnt mit einer Zeitung. Er interessiert sich weniger dafür, was an Gutem in Russland geschieht. Er interessiert sich für Misserfolge, Katastrophen.

„Im Dorf Mosdujewka haben sechs arbeitslose Alkoholiker eine achtzigjährige Frau getötet, um an deren Rente zu kommen“, liest der Emigrant mit großer Freude. Er hat das Richtige gefunden! Auf sechzehn Zeilen hat er diese kleine Notiz gefunden, nur um gleich darauf auszurufen: „Oh, Gott! Wie leben sie in diesem schrecklichen Land?!“ Er selbst hat dieses unheimliche Russland vor wenigen Jahren verlassen und freut sich jetzt, dass er für seinen Schritt eine Rechtfertigung findet.

Es gibt viele informative Zeitungen in Berlin, die auch von Russen gelesen werden. Doch eine Tendenz, im eigenen Ghetto zu bleiben anstatt sich in die Gesellschaft zu integrieren, gibt es dennoch. Einige weitere Russen, die in Berlin leben, erzählen von ihren Lese-Gewohnheiten:

Lesia Zenkowetskaja, 50 Jahre: „Ich lese Zeitungen online. Wozu soll man dafür Geld ausgeben? Meistens lese ich „Stimme der Christen“, die einzige gedruckte Zei-

tung, die ich lese. Wissen Sie, ich wohne schon lange in Berlin. Während dieser Zeit bin ich vielen Leuten begegnet, die kaum Deutsch sprechen. Sie leben hier schon 15, 20 Jahre. Meine 7-jährige Tochter spricht besser als sie. Dabei lebt sie in der Ukraine. Doch ich weiß nicht, wessen Schuld das ist. Die der Leute selbst oder die der Medien?“

Sophia Balandina, 42 Jahre, Dolmetscherin: „Ich mag es, auch wenn ich weit weg von meiner Heimat bin, alle Ereignisse dort zu beobachten. Über die Neuigkeiten in Deutschland und der EU lese ich im Netz und in den deutschsprachigen Zeitungen. Berlin ist nicht „Brighton Beach“ (ein größtenteils von russischen und ukrainischen Immigranten bevölkerter Stadtteil von New York - Anm. d. Red.), auch wenn es eine Menge russischer Warenhäuser, Märkte und Medien gibt. Ich glaube, ohne Deutsch zu können, kann man hier nicht leben. Der Anteil der russischsprachigen Medien im Alltagsleben von unseren Auswanderern ist, glaube ich, nicht so hoch. Und die Qualität dieser Medien, ihre politische Befangenheit, zwingt sogar die Liebhaber der russischen Sprache, die besseren deutschen Medien zu lesen“.

Yura Horolsky, 26 Jahre, Student: „Ich lese keine russischen Printmedien. Und ukrainische gibt es hier kaum. Nur im Internet. Ich habe den Eindruck, dass die ukrainischen Medien heute viel besser entwickelt sind als russische. Dort gibt es sachliche Information und Kritik, die nicht so stark von den Parteien abhängt. Und wenn man „Das russische Berlin“ oder „Berliner Gazette“ liest, gibt es dort hauptsächlich Informationen über Berlin und Deutschland und nur 2 bis 3 Seiten über Russland, die Ukraine oder andere Länder der ehemaligen UdSSR. Nur, wenn du ein Anfänger bist, kannst du kaum schwere Texte auf Deutsch lesen“.

Walerij Kulakov, 66 Jahre: „Wissen Sie, ich lese keine russischen Printmedien. Ich höre Radio „Swoboda“ und „Amerikas Stimme“. Die russischsprachigen Zeitungen sind für mich nur als Kuriosum interessant. Ich bin ein Bücherwurm und diese Zeitungen sind für mich nur aus poligraphischer Sicht interessant. Ich betrachte sie wie ein Insektenforscher eine exotische Fliege“.



Dmytro Kupchenia

ist in Poltawa, Ukraine, geboren. Von 2000 bis 2006 studierte er an der Poltawaer Staatlichen Pädagogischen Universität, mit dem Schwerpunkt ukrainische Philologie. Seit 2006 arbeitet er als Journalist für den staatlichen, lokalen Fernsehsender Ltawa. Er hat dort als Korrespondent angefangen und ist neuerdings auch Produzent und Moderator eines Kultur-Programms. Er war als Praktikant bei tv.berlin.

„Man muss sein Leben leben“

Die Tänzerin Anna Carave Gonzalez fand in Deutschland ihr berufliches und ihr privates Glück

NINA AVDYEYENKO

Seit fünf Jahren wohnt Anna Carave Gonzalez in Deutschland. Aufgewachsen in Kiew, ließ sie sich an der Kiewer Nationalen Linguistischen Universität zur Lehrerin für Deutsch und Englisch ausbilden. Aber eigentlich ist das Tanzen ihre Leidenschaft. Als sie sieben Jahre alt war, fing sie damit an. Jetzt ist sie achtundzwanzig, und bis auf den heutigen Tag kann sie sich ihr Leben ohne Tanz nicht vorstellen.

Die deutsche Geschichte von Anna fing an, als sie 2007 mit der Ukrainischen Tanzgesellschaft nach Deutschland kam. Vier Monate lang machten sie eine Show, die Elemente von Jazz, Modern Dance, ein bisschen Hip-Hop und Schautanzen enthielt. Während dieser Zeit lernte sie ihren heutigen Ehemann kennen. Noch bevor Anna damals zurück in die Ukraine flog, machte er ihr einen Heiratsantrag.

Jetzt ist sie hauptberuflich Tänzerin und sie brennt dafür, auch wenn sie dafür ständig üben muss, um fit und

geschmeidig zu bleiben. Mit sieben fing sie mit rhythmischer Sportgymnastik an und machte es zehn Jahre lang. Danach bildete sie sich in verschiedenen Tanzgruppen weiter. Hier in Deutschland nimmt sie regelmäßig Tanzunterricht, besucht Work-Shops und Tanzschulen, damit sie sich weiterentwickeln kann.

Anna Carave Gonzalez wohnt mit ihrem Mann, der auch Tänzer ist, in Karlsruhe. Aber beide verbringen sehr viel Zeit unterwegs. Letztes Jahr war Anna mit Gastauftritten in Berlin, England, Belgien und Polen unterwegs. Außerdem gehört die junge Ukrainerin als Tänzerin und Assistentin zu einem festen Team eines Schweizer Zauberers. „Aufregend und verantwortungsvoll“, sagt sie, sei ihre Arbeit. „Aber es macht mir auch ziemlich Spaß“.

Im Interview erzählt sie von einem Alltag, der nur schwer zu planen ist.



Anna Carave Gonzalez hat sich nicht verbiegen lassen: Sie wollte schon als Kind Tänzerin werden und erfüllte sich schließlich ihren Traum.

Anna, für eine Darstellerin ist es immer wichtig, auf der Bühne in guter Laune zu sein. Wie schaffst Du das mit so vielen Gastspielen und Reisen?

Carave Gonzalez: Ich finde es aufregend, was das Leben und mein Job so bringen. Wie überall gibt es Vor- und Nachteile bei einem solchen Lebensstil. Einerseits muss ich immer fit sein, andererseits interessiert es das Publikum nicht, wenn ich keine Kraft oder keine Lust habe oder mich nicht gesund fühle. Die Leute bezahlen für die Karten und möchten eine gute Show sehen, deshalb muss ich da sein, um alles sehr professionell rüberzubringen. Meistens macht mir meine Arbeit sehr viel Spaß, was alles andere aufwiegt.

Wie läuft dein Alltag ab, wenn du keinen Auftritt hast?

Manche Leute denken, dass man mit einem so freien Beruf sehr viel Freizeit hat, aber das ist ein reines Vorurteil. Jeder meiner Tage ist sehr intensiv. Zum Beispiel fliege ich morgen nach China, und heute muss ich noch Papierkram erledigen. Dazu gehören jede Menge Bewerbungen. Ich muss ständig meinen Lebenslauf aktualisieren, die Fotos bearbeiten lassen und so weiter.

Hast du einen Agenten, der sich mit deinen Engagements beschäftigt?

Es gibt ein Paar Agenturen, mit denen ich schon lange zusammenarbeite. Aber meistens werde ich direkt gebucht. Im Internet gibt es auch einige Seiten mit Inseraten, wo ich nach Jobs schauen kann. Ich suche nach dem, was zu meinem Profil passt, also zum Beispiel nichts was mit Balletttanz zu tun hat. Denn ich bin keine klassische Tänzerin. Nachmittags gehe ich meistens trainieren, entweder ins Fitness-Studio oder in eine Tanzschule. Manchmal probiere ich auch für mich neue Choreografien aus. Und manchmal mache ich einfach den Haushalt oder bereite Kostüme für Shows vor.

Welche Gründe hast du, um in Deutschland zu bleiben? Hast du kein Heimweh?

Hauptsächlich bleibe ich wegen meinem Mann. Er ist halb Deutscher, halb Spanier. Seine Familie, die jetzt auch meine Familie ist, wohnt hier, und ich kann mir nicht vorstellen, von ihr getrennt zu sein.

Kann man mit Tanzen genug Geld zum Leben verdienen?

Tanzen ist ein harter Job. Man muss ständig dran bleiben. In meinem Fall bedeutet es, dass ich ziemlich oft zu verschiedenen Castings gehen und vortanzen muss. In kürzester Zeit muss ich die Jury überzeugen und beeindrucken, sodass sie mich nicht vergessen. Nur dann kann man einen guten Job kriegen. Es kommen auch oft Monate vor, in denen ich nicht so viel verdiene. Allgemein ist es nicht einfach, in Deutschland selbstständig zu sein. Ich bin vom Sternzeichen Stier und manchmal zeige ich halt meinen Charakter.

Hast du Zeit für deine Hobbys?

Ich reise sehr gern. Wenn ich die Gelegenheit habe, fliege ich irgendwohin, um mir die Welt anzuschauen. Ich finde es faszinierend, andere Kulturen zu sehen und neue Menschen kennen zu lernen. Und ich liebe es zu kochen, wenn ich dazu Zeit habe. Ich koche hauptsächlich ukrainische Speisen. Ansonsten liebe ich Radfahren und alles was mit Sport zu tun hat. Einfach spazieren gehen oder Joggen. Ich wünsche jedem, dass er im Leben weiß, was er machen will und dass er das dann auch macht. Es ist eine unversiegbare Quelle von Freude und Glück. Man muss sein Leben leben.



Nina Avdyeyenko

kommt aus der Ukraine und wurde in Kiew geboren. Sie hat die Kiewer Nationale Wirtschaftsuniversität absolviert und arbeitet als Journalistin mit Schwerpunkt BWL und Corporate Finance. Ihr Praktikum machte sie im Berliner Büro der Financial Times Deutschland.

„Die Meisten schauen nur etwas komisch“

Wie Berliner auf Gothics und Emos reagieren

OLGA LEDOWSKAJA

Schwarze Kleidung, melancholische Musik in den Kopfhörern und ein Irokesenschnitt, Piercings, Tattoos, Grinders: Gothics, Punks und Emos sind weltweit zuhause. In Russland hatte man früher eine negative Beziehung zu solchen Menschen. Sie galten als verrückt und wurden von der Gesellschaft nicht akzeptiert. Bis heute hat sich das wenig geändert. Obwohl die meisten Menschen gelernt haben, nach außen hin tolerant zu den Vertretern der Subkulturen zu sein, existiert immer noch eine Barriere zwischen ihnen und dem Rest der Gesellschaft. Die Frage ist: Wie lange wird sich diese soziale Spaltung noch halten? Es herrscht in Russland die Meinung, dass ganz Europa und insbesondere Deutschland toleranter sind, was die verschiedenen Typen von Menschen anbelangt. Aber ist es wirklich so? Eine kleine Umfrage unter Alternativen in Berlin klärt diese Situation auf und zeigt das reale Leben von Anhängern der Subkulturen: Andreas, Student der TU, Sonja, eine bekannte Performance-Künstlerin und Esenia aus Moskau, die momentan auf Dienstreise in Berlin ist.



Foto: Privat

Andreas Feldmann

Andreas, was zieht dich am alternativen Stil an?

Feldmann: Die Freiheit, sich so geben zu können, wie man sich selbst sieht. Es gibt keine Normen, um dazu zugehören oder akzeptiert zu werden. In dieser Szene kann man sich über Dinge unterhalten, die von der Gesellschaft tabuisiert werden. Außerdem sind so viele verschiedene

Stilrichtungen anzutreffen. Es reizt mich, immer wieder etwas Neues zu sehen.

Was bist du von Beruf?

Ich bin Student in Berlin, im Master-Studiengang Medieninformatik und arbeite nebenbei als selbstständiger Systemadministrator und Softwareentwickler.

Welche Treffpunkte für Vertreter von Subkulturen gibt es in Berlin?

Ein beliebter Treffpunkt ist nach wie vor der Alexanderplatz, aber auch einschlägige Clubs wie das Last Cathedral oder das K17 sind vor allem für die Gothics interessant. Meistens trifft man sich aber auch abends im Park und unternimmt spontan etwas.

Die Menschen in Russland haben einen negativen Bezug zu Subkulturen und kritisieren Leute mit Tattoos und Piercings. Wie reagieren die Passanten auf dich hier in Berlin?

Die Meisten schauen nur etwas komisch, aber gehen dann weiter. Nur in wenigen Fällen wird man unfreundlich angesprochen. Das ist allerdings nur in den Städten so, auf dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, schwebte oft eine Art Feindseligkeit in der Luft.

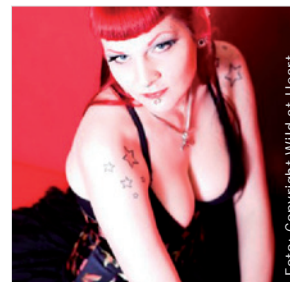
Was denkst du, was man machen kann, damit die russische Gesellschaft toleranter wird?

Ich denke, Russland hat zu viele Gegensätze in seine Gesellschaft und manche Gruppierungen sind noch sehr konservativ eingestellt. Solange weder die Gesellschaft,

noch die Politik sich den Gedanken, Meinungen und Strömungen der Neuzeit öffnet, wird es immer solche Problematiken geben. Man hat immer noch den Eindruck, Russland hinkt der Zeit hinterher und macht sich mehr Gedanken um Nationalstolz und Machtverschiebungen als um die Bedürfnisse seiner Bürger.

Was zieht dich am alternativen Stil an?

Sonja: Die alternative Szene war für mich immer ein unkommerzieller Raum für kreativen Austausch, kreatives Schaffen und Selbstverwirklichung. Ich würde nicht sagen, dass es automatisch einen alternativen Stil gibt - solltest du damit einen Bekleidungsstil oder das Styling von Anhängern und Mitgliedern einer alternativen Szene meinen. Jeder sollte seinen eigenen Stil finden und sich nichts diktieren lassen.



Killingleira Sonja

Was bist du von Beruf?

Ich bin Performancekünstlerin und Choreographin. Derzeit schreibe ich gerade an meinem ersten Buch und arbeite zudem an einigen Bildern.

Welche Treffpunkte für Vertreter von Subkulturen gibt es in Berlin?

Hier in Berlin gab es in den 1990ern eine sehr große, spannende Szene zu entdecken. Nach der Grenzöffnung entstand in Ost-Berlin ein fruchtbarer Boden für Künstler aller Art und Menschen mit offenem Geist. Es gab unzählige Möglichkeiten, ähnlich denkende Menschen in den Clubs, Ateliers und Bars der besetzten Häuser zu treffen. Hauptsächlich pulsierte das kreative Treiben in den Bezirken wie Prenzlauer Berg und Friedrichshain. Aber im Prenzlauer Berg wurden irgendwann die Häuser geräumt, alles wurde aufgehübscht und die Mieten stiegen ins Unermessliche. Mittlerweile hat sich die Szene ganz nach Friedrichshain verschoben, aber auch dort hat der Anfang vom Ende schon vor gut fünf Jahren begonnen. Die Entwicklung ist die gleiche, nur dass es diesmal andere

Bevölkerungsgruppen sind, die den Kiez mit seiner einstigen Vielfalt zerstören. Eine ganz neue Bewegung entsteht, die sich gerne für kreativ halten möchte. Ich sehe jedoch nur Kommerzialisierung, neue Luxuswohnungen und Boutiquen, Flatrate-Sauf-Touren und Touristenführungen. Auch hier wird wieder eine komplette Subkultur vernichtet und verdrängt.

Die Menschen in Russland haben einen negativen Bezug zu Subkulturen und kritisieren Leute mit Tattoos und Piercings. Wie reagieren die Passanten auf dich hier in Berlin?

Ich kann nicht sagen, dass ich mich in Berlin aufgrund von Piercings und Tattoos benachteiligt fühle. Inzwischen ist es in einigen Bezirken Berlins ja schon fast etwas Besonderes, keinen Körperschmuck zu tragen. Natürlich kann es sein, dass mal jemand in Außenbezirken seltsam guckt, aber das ist wirklich eher die Ausnahme.

Was denkst du, was man machen kann, damit die russische Gesellschaft toleranter wird?

Ich habe leider bisher noch nicht die Möglichkeit gehabt, Russland zu besuchen und kann somit auch nicht viel dazu sagen. Nur eines: Ich finde es schade, wenn Menschen intolerant sind, denn sie wissen oft gar nicht, was ihnen alles entgeht. Sie sollten ihre Augen für die bunte Vielfalt dieser Welt öffnen, das Leben ist so schnell vorbei, und es wäre doch sehr schade, wenn man aufgrund von Vorurteilen das Beste verpasst. Dies ist nicht speziell auf eine Bevölkerung oder Kultur bezogen, sondern auf alle intoleranten Personen überall.

Was zieht dich am alternativen Stil an?

Lindley: Ich interessierte mich schon immer für alles Originelle, und dieser Stil hat mir sehr gefallen. Ich denke, jeder Mensch hat das Recht, sich auszudrücken, wie er will.



Esenia Lindley

Was bist du von Beruf?

Ich bin Übersetzerin für Englisch. Aber ich erlebe immer wieder Schwierigkeiten bei Bewerbungen, weil nicht jeder Arbeitsgeber meinen Stil und meine Weltanschauung akzeptiert.

Welche Treffpunkte für Vertreter von Subkulturen gibt es in Moskau?

Wir treffen uns in besonderen Clubs oder auf dem Friedhof. Man kann in Moskau viele Gothics auch neben Tschistyje Prudy treffen oder in der Nähe der Majakowskaja-Station an den Patriarchenteichen. Dort herrscht eine Atmosphäre wie in Bulgakows „Der Meister und Margarita“. Weltbekannt sind die deutschen Festivals M'era Luna und das Wave-Gotik-Treffen. Leider gibt es keine großen Gothic-Musikfestivals in Russland, sondern nur kleine Partys in Clubs. Wir machen gerne Hauspartys, wo man seine Lieblingsmusik genießen kann. Für uns ist es unangenehm, sich in einem Cafe zu treffen, da andere „normale“ Besucher mich und meine Freunde anstarren und lästern.

Die Menschen in Russland haben einen negativen Bezug zu Subkulturen und kritisieren Leute mit Tattoos und Piercings. Wie reagieren die Passanten auf dich hier in Berlin?

Unangemessen. Manche starren mich an, einige andere lassen es sich nicht nehmen, mich zu kritisieren. Es ärgert mich manchmal, aber meistens belustigt es mich eher.

Was denkst du, was man machen kann, damit die russische Gesellschaft toleranter wird?

Ich glaube, dass die Leute hier mehr Zeit brauchen, damit ihre Denkweise toleranter gegenüber den Vertretern der Subkulturen wird. Es betrifft in erster Linie die ältere Generation. Es scheint so, dass sie konservativ denken, immer die Jugend kritisieren und alles Neue und Ungewöhnliche wird von ihnen negativ gesehen.

Olga Ledowskaja

ist in Moskau, Russland, geboren. Von 2006 bis 2011 studierte sie an der Moskauer Staatlichen Linguistischen Universität sowie an Moskauer Staatlichen Scholochow-Universität für Geisteswissenschaften. Sie hat zwei Diplome, eines als Sprachwissenschaftlerin und eines als Journalistin. Als Musik-Journalistin arbeitet sie bei der Zeitschrift Rockcor und schreibt auch für andere Medien. Olga absolvierte ihr Praktikum beim tip Berlin.



Wissen läuft nach Deutschland

Warum russische Forscher zum Arbeiten in den Westen gehen

JULIA OGORODNIKOWA

„Wissenschaftler zu sein, ist ein Beruf ohne Grenzen“, heißt es. Es gilt, die Geheimnisse der Welt zu entdecken, und dafür gibt es auf jedem Teil der Erde genug Forschungsmaterial. Aber für eine erfolgreiche Wissenschaft braucht es mehr als einen Forschungsgegenstand. Für viele gerät ihr Beruf, wenn es um die Arbeitsbedingungen gerät, dann plötzlich doch an Grenzen.

Der 37-jährige Konstantin kam aus Sibirien nach Deutschland. Zuvor hatte er an der Technischen Universität Novosibirsk gearbeitet, mit Schwerpunkt Elementarteilchenphysik. Vier Jahre hat er im Institut für Nukleare Physik in Akademgorodok, dem Forschungszentrum von Novosibirsk, Experimente durchgeführt. Doch schon als sein Studium 1998 zu Ende ging, hatte Konstantin die Idee, in Europa weiterzustudieren.

Seit den 90-er Jahren gibt es in Russland unter Wissenschaftlern den Trend, ins Ausland zu gehen. Nachdem die Grenzen geöffnet wurden, fuhren viele Forscher, die in Russland schon einen guten Ruf hatten, nach Europa und in die USA. Dafür gab es mehrere Gründe. Einer davon war finanzieller Natur. Das Land hatte kein Geld, um Wissenschaft zu finanzieren. Es wurde ohne Labore, Messgeräte, Forschungsinstrumente und ohne Lohn gearbeitet. Die jungen Leute sahen keine Perspektiven in ihrer Heimat. Viele ergriffen deshalb die Chance, in den USA oder Europa zu studieren.

Das hat Konstantin auch gemacht. Er wollte irgendwo in Europa weiterstudieren. Wo, das war ihm nicht so wichtig. Ein Studium in Europa, dachte er, wäre die beste Möglichkeit, eine gute Karriere in der Wissenschaft zu machen. Er hat etwa 20 bis 30 Bewerbungen geschickt und drei Antworten zurückbekommen: aus München, Amsterdam und Aachen. Schließlich hat er in Aachen promoviert. Jetzt wohnt Konstantin schon seit elf Jahren in Deutschland.

Was gibt es eigentlich in Deutschland, was es in Russland nicht gibt? Konstantin zählt gleich fünf Antworten dafür auf: „Hier habe ich viele Möglichkeiten, mich zu entwickeln“, fängt er an, „das bedeutet, dass ich das Geld für ein Projekt bekomme und dann selbst entscheide, was ich damit machen möchte“. Als zweiten Grund gibt er den Lohn an. Die Wissenschaft werde durch die Regierung gut unterstützt, findet der Physiker. Es gäbe mehr Geld für Projekte und mehr Geld für Spezialisten. In Deutschland habe der Beruf des Wissenschaftlers einfach einen guten Ruf. Die Wissenschaft selbst sei für alle Bürger zugänglich und deswegen würden auch alle verstehen, wie wichtig sie für die Gesellschaft sei.

Und Konstantin zählt weiter auf: soziale Gerechtigkeit und viele Reisemöglichkeiten. „Es ist nicht nur das, dass

wir genug Geld bekommen, wir nehmen auch an Konferenzen und Dienstreisen teil. Jeden Monat eine neue Stadt, neue Leute, neue Eindrücke“. Und schließlich fünftens: „Das Leben ist sehr ruhig hier“.

In einem kleinen Labor des Fritz-Haber-Instituts in Berlin steht ein großes Gerät, das lärmt. Es klingelt der Wecker. Die junge Wissenschaftlerin Julia geht zum Gerät und drückt ein paar Knöpfe. Es läuft ein Experiment, und Julia muss aufmerksam sein. „Ich habe mich schon immer für die Wissenschaft interessiert“, erzählt sie nebenher. Julia kommt auch aus Sibirien. Sie hat dort die Polytechnische Universität Tomsk absolviert. „Der Erdöl- und Erdgaszweig war mein Fach. Das wird in Russland von der Regierung speziell gefördert“. Aber eine steile Karriere könnten nur Männer machen, hat Julia festgestellt. „Ich habe verstanden, dass mich keine bessere Zukunft als die einer Laborantin erwartet“.

Nach dem Studium hat sie eine Zeit lang in einem Labor gearbeitet. Aber dann kam das Jahr 2008, die Wirtschaftskrise erreichte Russland, und sie musste weggehen und etwas Neues suchen. Man hat ihr geraten, nach Europa zu gehen und dort zu promovieren: „Das war für mich etwas Unglaubliches“, sagt die 25-Jährige. Jetzt arbeitet die junge Russin noch ein weiteres Jahr lang beim Fritz-Haber-Institut in Berlin, und dann will sie eine Post-Doc-Stelle bekommen. Was weiter? „Danach zurück nachhause zu gehen, das wäre kein guter Schritt. Ich möchte noch mehr Erfahrungen in Deutschland oder in einem anderen europäischen Land sammeln. Ich bin der Meinung, dass ich sie später in Russland gut gebrauchen kann. Und irgendwann will ich auch zurück. Ich habe dort meine Familie und ich weiß, dass ich in Russland Arbeit finden werde“, blickt Julia in ihre Zukunft.

Zurück in die Heimat, das kann sich Sergey nicht vorstellen. Gleich nach seinem Studium siedelte er nach Deutschland über. Er hat die Staatliche Polytechnische Universität St. Petersburg in Biophysik absolviert und arbeitet seit sechs Jahren in Dresden. Und alles gefällt dem heute 29-Jährigen: die Stadt, die Projekte, die Leute, die ganze Arbeitswelt.

„Normalerweise werden Forschungsprojekte für mehrere Jahre finanziert. Und anschließend ist es möglich, weitere Gelder zu beantragen, um die Arbeit fortzusetzen. Dann aber meistens an einer anderen Stelle“, erklärt Sergey und setzt nach: „Das System hat Vor- und Nachteile. Einerseits gibt es keine Möglichkeit, die Arbeit in der vorhergehenden wissenschaftlichen Gruppe fortzusetzen, was ich als Nachteil empfinde. Andererseits motiviert es die Menschen zum Fortschritt. Denn damit sortiert dieses System diejenigen aus, die zehn Jahre

lang auf der Arbeit nur Tee trinken. Leider haben wir das in Russland sehr oft.“

Vor zwei Jahren begannen sich die Politiker in Russland wieder Gedanken zu machen, wie die abgewanderten Wissenschaftler zurückgeholt werden können. Die Regierung plante, eine neue Richtung in der Wissenschaft einzuschlagen. Es gab viele Gesetze und Projekte, die diese Veränderung unterstützen sollten. Der wichtigste Akzent wurde an den Universitäten gesetzt. Zum Beispiel wurden internationale Projekte zwischen Hochschulen in Russland und bekannten Wissenschaftlern auf der ganzen Welt angestoßen. Die Regierung wollte damit zeigen, dass dieser Bereich wichtig für Russland ist. Ob die Initiativen langfristig Wirkungen zeigen werden, ist noch nicht absehbar.

Weder Konstantin noch Sergey haben bisher darüber nachgedacht, in ihre Heimat zurückzukehren. „Die Rede ist nicht von der Qualifikation der Menschen, denn die ist in Russland sehr hoch. Es geht darum, dass die Bürokratie dort das Arbeiten zu sehr stört. Wenn du nach Russland kommst und die Probleme siehst, die überhaupt nicht sein müssen, wenn Leute Initiative zeigen, dann ist das traurig“, sagt Sergey.

Dass Wissenschaftler zuhause bleiben sollten, um dort etwas am System verändern zu können, war für Konstantin keine Option. „Das wollte ich nicht“, sagt er. Dennoch hoffen junge Wissenschaftler in Russland, dass sich einiges zum Besseren wenden wird, auch wenn viele ausgewanderte Forscher nicht mehr zurückkommen. Dann entwickelt vielleicht die neue Generation ein Interesse daran, die Wissenschaft in Russland voranzutreiben.



Julia Ogorodnikowa

kommt aus Russland, Novosibirsk. Im Jahr 2012 hat sie die Staatliche Universität Novosibirsk, Fakultät für Journalistik, absolviert. Sie ist Redakteurin bei der Zeitschrift Mestostrechi und arbeitet in der Pressestelle der Staatlichen Universität Novosibirsk. Julia war Praktikantin bei den Potsdamer Neuesten Nachrichten.

Zum Pferdepflegen nach Kirgisistan

Wie schwer erziehbare Jugendliche in Zentralasien zu sich selbst finden

EKATERINA KHVAN

Kinder, die noch gestern lieb und nett waren, werden heute als schwer erziehbare Jugendliche bezeichnet. Wie konnte es passieren, dass sie drogensüchtig, alkoholsüchtig und eine Gefahr für die Gesellschaft wurden? Die russische Psychologin Ligidova Amina sagt: „Das auffällige und aggressive Verhalten von schwer erziehbaren Jugendlichen ist eine Reaktion auf die schweren Umstände ihres Lebens“.

Um diese Kinder zurück auf den rechten Weg zu bringen, gründete Wladimir Ziegler, ein Aussiedler aus Kirgisistan, das Jugendhilfeprojekt „Pilger“. Es hat sich die Umerziehung schwer erziehbarer Jugendlicher zur Aufgabe gemacht. Ziegler, der studierte Pädagoge und Psychologe, hat eine originelle Methode dazu entwickelt, eine Kombination aus Erlebnis- und Arbeitspädagogik. „Der Sinn dieser Methode besteht darin, dass ein schwer erziehbarer Jugendlicher ins Ausland geschickt wird, wo er persönliche Erfahrungen sammelt, die ihm die Gelegenheit geben, durch Arbeit und neue Erlebnisse wieder zu rechtzukommen und das Leben ohne Drogen und Alkohol zu führen“, sagt er. Ziel sei es, „durch Erfahrungen in

der Natur und in der Einheit mit der Natur zum selbstbewussten Leben in der Gesellschaft zu gelangen“.

Um sicher zu sein, dass seine Methode richtig ausgearbeitet ist, fuhr Ziegler, auch leidenschaftlicher Alpin-Sportler, Ende der 90er Jahre mit seinem ersten Pflegekind nach Kirgisistan. Zusammen gingen sie in die Tianschan Berge. Sie überwandern gemeinsam Bergflüsse, bauten aus eigener Kraft Unterkünfte, reparierten alte technische Geräte. Das Prinzip der gleichberechtigten Zusammenarbeit stand an erster Stelle. So verschwand bei dem Jugendlichen das Gefühl, ausgenutzt zu werden, und er wurde selbständiger.

„Wenn ein Jugendlicher in einer ganz anderen Umgebung ist, wo er keinen Zugang zu Drogen und Alkohol hat, spürt er wieder ein gesundes Leben“, sagt der Pädagoge. „Dabei kann er seine früheren Lebensbedingungen anders sehen und schätzen, wie gut es war, alles fertig serviert zu bekommen“, sagt der Pädagoge.

Heute hat Wladimir Ziegler eine Gruppe von Mitarbeitern in Kirgisistan, die aus Lehrern und Psychologen

besteht. Sie helfen den jungen Deutschen, ihren Weg zu finden.

„Jeder, der nicht klar kommt, sollte so was machen“, sagt Gordon Rum, der 2002 in Kirgisistan war, über die Erziehungsmethode des Projekts „Pilger“. Damals hatte das Jugendamt den 14-Jährigen, der aus einem kleinen Dorf bei Potsdam stammt, nicht nur als schwer erziehbaren sondern als überhaupt nicht erziehbaren Jugendlichen charakterisiert. Die Staatsanwaltschaft hatte ihn schon im Visier. Sie entschied, dass Gordon noch eine Chance bekommt, aber er sollte dafür ein Jahr ins Ausland gehen. Ihm wurde angeboten entweder nach Frankreich, Südafrika oder Kirgisistan zu fahren. Gordon erzählt: „Ich habe Kirgisistan ausgewählt, denn es wurde mir gesagt, dass es dort viel Wasser gibt. Da ich gerne angeln gehe, dachte ich, dass ich dort mein Hobby bestimmt ausüben kann. Als ich nach Kirgisistan kam, gab es tatsächlich viel Wasser, vor allem in den Bergflüssen. Aber angeln konnte man da kaum“.

Im Sommer 2002 fing das neue Leben von Gordon an. Er kam nach Tokmok, eine Stadt, die 60 Kilometer von Bischkek, der Hauptstadt Kirgisistans, entfernt ist. Dort lebte er bei der Familie seines Betreuers Turat Abdyldaev*. Es gehörten noch dessen Ehefrau Tanja*, Sohn Bakyt* und Tochter Indira* dazu. Am Anfang war es nicht einfach, mit-

einander klarzukommen. Aber Konflikte konnten nicht lange dauern, denn keiner konnte die Sprache des anderen so gut, um richtig lange streiten zu können.

Stück für Stück kam es dazu, dass Gordon sich in der Pflegefamilie eingewöhnte und sein Interesse für den Alltag der Familie geweckt wurde. Er lernte Traktorfahren, half die Pferde zu pflegen, reparierte alte technische Geräte. Und nebenbei hatte er die Möglichkeit, sich in der Natur zu erholen. Er machte oft Ausflüge in die Berge, wo er Zeit für sich selbst hatte und nachdenken konnte.

Jetzt, im Jahre 2012, hat Gordon eine eigene Familie, er arbeitet in Deutschland als Brandschutztechniker und träumt davon, dass er mit seiner Familie nach Kirgisistan zurückkehrt, um dort zu leben. Er erinnert sich an die Zeit in Kirgisistan mit warmen Gefühlen und sagt, dass vor allem die Menschen tief in seinem Herz verankert seien. Bis heute ruft sein Betreuer und Pflegevater Turat ihn zum Geburtstag an, um ihm alles Gute zu wünschen.

Zurzeit leben fünf Jugendliche durch das Jugendhilfeprojekt „Pilger“ in Kirgisistan. Sie werden hier eigene Erfahrungen sammeln und hoffentlich am Ende des Programms so wie Gordon ihren Weg finden. Kirgisistan ist ein Zuhause für schwer erziehbare Jugendliche aus Deutschland geworden.

* Namen geändert



Ekaterina Khvan

ist in Bischkek, Kirgisistan, geboren. Von 1999 bis 2004 studierte sie an der Kirgisch-Russisch-Slawischen Universität für Geisteswissenschaften. Sie hält zwei Diplome als Sprachwissenschaftlerin und Russischlehrerin. Zurzeit arbeitet sie als Projektleiterin und Chefredakteurin beim Onlineportal politmer.kg. Ihr Praktikum absolvierte sie bei [Tagespiegel Online](http://TagespiegelOnline).

Die Ukraine und Deutschland: Drei Liebesgeschichten

Olga Greulich, Olga Raab und Benedikt Praxenthaler über ihre Ost-West-Herzen

IRYNA PIOTROWSKA

Ein großer ukrainischer Dichter, Taras Schewtschenko, hat einst gesagt: „Lernen Sie die Fremde kennen, aber vergessen Sie nie Ihre Heimat!“ Das bestimmt auch das Leben von vielen ukrainisch-deutschen Paaren, die in Berlin leben und ihre unterschiedlichen Kulturen miteinander verknüpfen und entwickeln.

1. Die kleine Anastasija wächst in zwei Kulturen auf. Sie ist erst 4 Jahre alt, aber sie spricht schon zwei Sprachen, und beide sind ihre Muttersprachen. Es ist normal für sie, dass sie mit ihrer Mutter nur Ukrainisch spricht und mit ihrem Vater nur Deutsch. Ihre Mutter Olga ist

mit ihrem Vater schon seit fünf Jahren verheiratet. Und das kam so:

Olga Greulich, die aus Ivano-Frankivsk stammt, ist vor zehn Jahren nach Berlin gekommen. Sie hat Neuere und Neueste Geschichte an der Humboldt-Universität studiert. Am Anfang sei das nicht so einfach gewesen, erzählt sie. „Es war sehr schwer, einen Job zu finden“. Sie war enttäuscht darüber, dass alles ganz anders organisiert war. Aber sie hatte Glück. Sie fand Kommilitonen und Freunde, die ihr halfen. Und dann kam ihr größter Glücksfall: Sie lernte ihren zukünftigen Mann kennen.

„Ich habe Gunnar am Valentinstag im ukrainischen Gottesdienst kennengelernt, als er dort mit seinen Freunden war“. So hat diese romantische Geschichte angefangen.

Da ihr Mann aus Ostdeutschland, also auch aus dem „Osten“ kommt, war es einfach für sie, eine gemeinsame Sprache mit ihm zu finden. Obwohl Olga heute mit ihrem Mann in Berlin wohnt, pflegt sie mit ihrer Familie ukrainische Traditionen. Sie besucht regelmäßig vieles von dem, was Ukrainer in Berlin organisieren. Es gebe viele Möglichkeiten, hier ein Teil der ukrainischen Kultur zu sein, findet Olga. Es gibt verschiedene Veranstaltungen, Konzerte, Festivals, Stammtische und gemeinsame Picknicks. Mithilfe des ukrainischen Studentenverbands SUSN in Deutschland hat Olga auch ihren aktuellen Job gefunden. Sie hatte doppelt Glück, denn sie macht, was ihr gefällt.



Olga Greulich mit Ehemann Gunnar und Tochter Anastasiya

Sie arbeitet in einer Firma, die mit Osteuropa kooperiert. 2. Olga Raab kommt aus der ukrainischen Stadt Lutsk und lebt seit 11 Jahren in Berlin. Sie ist mit einem Deutschen verheiratet, der früher mal in der Ukraine gearbeitet hat. Am Anfang haben sie nur Russisch miteinander gesprochen, aber heute versteht ihr Mann auch Ukrainisch. Und er liebt es, in die Heimat seiner Frau zu fahren. Ihm gefallen die ukrainischen Traditionen und die familiären Beziehungen, die sie in der Ukraine haben. Es ist dieses Gefühl: Obwohl Olga weit weg von zu Hause ist, ist die Familie trotzdem zusammen. Anfangs, als sie nach Berlin kam, sei es für sie nicht so einfach gewesen, sich zu adaptieren, erzählt Olga. Sie hat die Ukraine vermisst und den Kontakt zu anderen Ukrainern gesucht, die auch in Berlin wohnen. So wurde sie Mitglied in einem ukrainischen Verein. Seit drei Jahren ist sie nun Chefin des Deutsch-Ukrainischen Kulturvereins Ukrainische Welt. Diese Organisation, die beim Kulturforum Hellersdorf beheimatet ist, ist nicht nur für Ukrainer geöffnet, sondern auch für Angehörige aller andere Kulturen und Nationalitäten, die sich für das Land im Osten Europas interessieren.

Im Mai hat diese Organisation ein ukrainisches Frühlingsfest organisiert. Olga Raab hatte dort einen Auftritt mit dem Folklore-Ensemble Choryzwyt (zu deutsch: Adonisröschen), das sie zusammen mit anderen Ukrainerinnen und deren deutschen Männern vor zwei Jahren gegrün-



Olga Raab (v.l.) mit ihrem Folklore-Ensemble Choryzwyt (zu deutsch: Adonisröschen)

det hat. Aber nicht nur beim Frühlingsfest auch bei vielen anderen Veranstaltungen tritt dieser Chor auf, auch im Ausland auf verschiedenen Festivals. Die Visitenkarte von Choryzwyt ist dieses Lied, das oft am Anfang des Programms gesungen wird:

*Meine Ukraine
Sterne am Himmel, die dem neuen Tag Hoffnung geben,
und ich fliege wie ein Zugvogel
dorthin, wo mein Herz blüht.
In der Welt gibt es verschiedene Länder,
aber ich singe
nur für meine engste Familie,
meine teuersten Menschen...*

3. Benedikt Praxenthaler hat keine ukrainischen Wurzeln und keine ukrainische Frau, trotzdem ist der Rheinländer ein großer Liebhaber der Ukraine. Bei Bonn und in München hat er Osteuropäische Geschichte studiert. Heute lebt er in Berlin. Sein Interesse an der ukrainischen Sprache und Kultur hat er entdeckt, als er seine Masterarbeit geschrieben hat. Für sie ist er Anfang der 1990er Jahre nach Zytomyr gereist und hat dort eine Inventarliste über Akten erstellt, die die Wolhyniendeutschen betreffen. „Als ich das erste Mal in der Ukraine war, waren die Dokumente, die ich im Gebietsarchiv vom Zytomyr bearbeitet habe, alle auf Russisch geschrieben“, erzählt Benedikt.



Benedikt Praxenthaler zu Besuch in seinem Lieblingsland, der Ukraine

Ukrainisch hat er dann mit Hilfe eines russischsprachigen Lehrbuchs gelernt. „Ich glaube, das ist sehr effektiv für jemanden, der bereits Russisch kann. Als er damals, 1994, im Rahmen seines Studiums auch in Kiew an der Taras-Schewtschenko-Universität war, da hat es ihn gewundert, dass es damals kein Programm für die Ukrainische Sprache gab. Er hat dann extra nachgefragt: „Es muss doch für ausländische Studenten irgendein Programm geben, durch das sie ukrainisch lernen können“. Aber das gab es nicht. „Sowohl in der Ukraine als auch in Deutschland sprach Mitte der neunziger Jahre kaum ein Deutscher Ukrainisch. Schon allein wie die Ukrainer

reagiert haben, als sich das erste Mal in ihrem Leben ein Ausländer auf ukrainisch an sie wendete, war es Wert, die Sprache zu lernen“, sagte Benedikt. „Das hat mir so viel Spaß gemacht“. Und ganz allmählich hat er sich in das Land am Dnjepr richtig verliebt. Benedikt erklärt: „Meine Leidenschaft für die Ukraine ist wie die Liebe eines Mannes zu einer Frau. Das kann man auch nicht rational erklären. Ich bin sehr gern in der Ukraine. Fast jedes Jahr fahre ich dorthin, um meine Freunde wiederzusehen. Aber das ist alles irgendwie nicht rational erklärbar. Es bringt ja keinen finanziellen oder beruflichen Vorteil. Es ist einfach so“.



Iryna Piotrowska

kommt aus der „schönen“, wie sie gerne betont, ukrainischen Stadt Lutsk. Von 2005 bis 2010 studierte sie an der Universität Warschau Journalistik und Kommunikationswissenschaft und arbeitete anschließend als freie Mitarbeiterin für den polnischen TV-Sender TVP2. Iryna hat das JIL-Programm vor dem Praktikum verlassen, da ihr Ehemann kurzfristig eine Arbeitsstelle in den USA angenommen hat und sie mit ihm mitging.

From Berlin With Love

Ein Porträt einer deutsch-amerikanischen Liebe in der Hauptstadt

CAITLIN HARDEE

Liebe auf den ersten Blick, eine traumhafte Begegnung auf der Hawaii-Insel Maui, die mutige Entscheidung, dem Geliebten um die Welt zu folgen - das klingt alles viel zu schön, um wahr zu sein. Aber Christa und Bob Polster lassen sich nicht von Klischees und Stereotypen stören. Vielleicht ist dies der Grund, warum der Amerikaner und seine deutsche Frau immer noch glücklich verheiratet sind, 17 Jahre nachdem sie sich kennengelernt haben.

„Ich hatte ein Grundstück auf Maui und einen kleinen Teich. Ich stand da mit einem Freund“, erinnert sich Bob. „Sie ist über den Teich gekommen - nicht auf dem Wasser, sondern drumherum. Aber für mich ist sie auf dem Wasser gelaufen und ich fragte mich, wer sie sei. Sie kam zu mir, schüttelte mir die Hand, und seit diesem Moment sind wir zusammen.“

„Ja, das war unglaublich“, sagt Christa. „Ich bin ja praktisch um die halbe Welt gefahren, von hier aus - eine Freundin von mir hat auf Maui geheiratet und er war ihr Nachbar.“ Wenn sie von der Begegnung am Seerosenteich erzähle, klinge dies wohl wie ein romantisches Klischee, sagt Christa. Doch es sei tatsächlich romantisch gewesen: „Es war total toll, wie Adam und Eva im Paradies.“ Als Christa wieder abreiste, sagte Bob: „Du, ich komm mit dir.“ Sein Mut beeindruckte sie. Tatsächlich war es dann zunächst sie, die in Bobs Heimatland zog.



Liebe kennt keine Grenzen: Christa und Bob Polster mit Sohn Raphael.

Christa arbeitet heute als psychologische Ausbilderin an der Akademie für Konfliktlösung in Berlin mit Menschen aus vielen verschiedenen Ländern sowie verschiedenen religiösen Hintergründen. Ihr beruflicher Erfolg habe viel zu tun mit ihrer freien, offenen Seele und ihren eigenen Erfahrungen mit anderen Kulturen. „Fremde haben mir keine Angst gemacht, sie haben mich neugierig gemacht“, erklärt Christa. Eigentlich habe sie nach Freiheit gestrebt und nicht nach Mann und Kind. „Aber wie das so ist, wenn man gar nichts will, bekommt man

was“, sagt sie. Als Christa dann mit ihrem Sohn Raphael schwanger war, beschlossen sie und ihr Mann, Maui zu verlassen. „Wir waren zwei Jahre auf Maui. Das war total schön, wir hatten so ein Bed und Breakfast, haben unser Yoga gemacht. Es lief alles easy, wir hatten Freunde, aber nach zwei Jahren habe ich gedacht, jetzt reicht's mit den Ananassen und Mangos.“ Sie informierten sich über die John F. Kennedy Schule und trafen die Entscheidung, nach Berlin zu ziehen. Zu diesem Zeitpunkt war Bob noch nie in Deutschland gewesen und sprach auch kein Deutsch. Trotzdem fühlte er sich sehr schnell in Deutschland zu Hause.

„Ich halte die Lebensqualität, die Gesinnung der Menschen, den Liberalismus und die Intelligenz für viel besser als in den Staaten. Also habe ich keine Lust, jemals in die Staaten zurückzukehren“, sagt Bob. Es gab am Anfang dennoch einige kleine Kulturschocks. „Am ersten Tag, an dem wir hier waren, war es Samstag früh und Chris fing an, mich zu schütteln, gegen 9 Uhr: ‚Wir müssen aufstehen, wir müssen aufstehen, wir müssen einkaufen gehen!‘ Ich sagte: ‚Was meinst du? Es ist 9 Uhr früh!‘ Sie sagte: ‚Alles ist um 12 geschlossen!‘ Das war ein Schock. Und Leute in feinen Restaurants anzuschauen, die mit Gabeln und Löffeln in beiden Händen gegessen haben, das hat mich verrückt gemacht. Ich sagte: ‚Nein, das geht nicht, schau doch mal, wie schrecklich das aussieht!‘ Und ich habe meine Hand im Schoß gelassen und gegessen, [und Christa sagte], ‚Wieso hast du deine Hand im Schoß, tu sie auf den Tisch!‘“

Obwohl er Deutsch verstehen kann und obwohl das Paar seinen Sohn völlig zweisprachig erzogen hat, spricht Bob immer noch hauptsächlich Englisch - auch hier in Berlin. Er sagt, die Leute sprächen in der Regel bereitwillig Englisch. Auch mit der deutschen Bürokratie habe er keine großen Probleme gehabt.

„Es war relativ einfach. Wenn man ein einen Monat altes Kind mitschleppt, fragen sie auch nicht viel: ‚Seid ihr wirklich verheiratet, wohnt ihr zusammen?‘ Ich bin einfach rüber zu irgendeinem Ort gegangen, stand in der Schlange, und sie stempelten eine permanente Aufenthaltserlaubnis auf meine Karte.“

Das Paar ist mit dem Sohn von Schöneberg nach Zehlendorf gezogen, um näher an der John F. Kennedy School zu wohnen. Raphael Polster ist mittlerweile 15 Jahre alt, hat die doppelte Staatsbürgerschaft und beherrscht beide Sprachen seiner Eltern. Trotz seiner jüdischen Abstammung fühlt der Vater keine besondere Verbindung zur Religion. Weder er noch seine Ehefrau versuchen, ihr Kind in einer bestimmten Religion zu erziehen. „Wir sind beide nicht religiös; wenn man eine Bezeichnung finden müsste, sind wir vielleicht humanistische Buddhisten“, sagt Bob.

Bob ist jetzt Yogalehrer, während Christa ihren Weg zurück in den „alten Beruf“ als Psychotherapeutin gefunden hat. Inzwischen hat sie zwanzig Bücher geschrieben und zusammen mit ihrem Mann DVDs über Yoga und Pilates gemacht. Außerdem hat sie Tanzkonzepte entwickelt. Das Paar hat also seine beruflichen Kenntnisse ganz geschickt in der eigenen Lebens- und Liebesphilosophie umgesetzt.

„Ich glaube, es gibt zwei Worte in einer Beziehung, an die man denken muss: Toleranz und Akzeptanz“, meint Bob. „Ich toleriere Christa überhaupt nicht - ich akzeptiere sie. Und ich glaube, das ist ganz wichtig an einer Beziehung. Wenn du etwas tolerierst, ist das nicht gut, es ist nicht genug, es ist nicht nett. Es ist ein furchtbares Gefühl, ein bitterer Geschmack. Du solltest es akzeptieren.“

Für Christa besteht der Kern einer funktionierenden Beziehung darin, nicht zu glauben, man selbst kenne „die höchste Wahrheit überhaupt“, denn das führe unweigerlich zu Konflikten. Natürlich wolle man gern Recht haben, und manchmal sei man verärgert. „Aber weißt du, wir als Menschen haben Wut in uns, wir haben Freude in uns, Gefühle von Enttäuschung und Traurigkeit - wenn man dieses als eine ganze Lebenserfahrung anschaut, relativiert das dann viel. Und dann kommt man auf einen anderen Punkt - was wirklich wichtig ist.“

Caitlin Hardee

machte 2012 ihren Bachelor-Abschluss in German Studies am Whitman College. Während ihres Studiums moderierte sie eine Radiosendung über deutsche Musik und war Redakteurin für Kunst und Unterhaltung bei der Studentenzeitschrift ihres Colleges. Im Sommer 2011 arbeitete sie als Praktikantin bei dem Radiosender 107.7 The End in Seattle. In Berlin hospitierte sie beim Berliner Rundfunk.



Schreiben und bleiben in Berlin

Amerikanische Journalisten und Schriftsteller lieben die deutsche Hauptstadt

TYLER WEYANT

Der Redaktionsschluss ist derselbe. Man muss immer noch gut schreiben können. Und man darf keine wichtigen Grammatikregeln vergessen. Der Unterschied? Nicht Obama, sondern Merkel. Und es gibt Currywurst, nicht Hot Dogs.

Trotz Budgetkürzungen haben viele große amerikanische Medienunternehmen Reporter in Büros auf der ganzen Welt. Und es gibt keine Stadt, die in ihrer Bedeutung und Geschichte mit Berlin vergleichbar ist. Vom Zweiten Weltkrieg zum Kalten Krieg und darüber hinaus ist Berlin ein Ort gewesen, an dem erstklassige amerikanische Reporter gedeihen konnten. Schriftsteller sind auch gekommen, um in der pulsierenden Stadt zu leben.

Heute können sowohl Nachrichten- als auch Kulturreporter sehr gut in Berlin arbeiten, weil die Stadt nicht nur Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland ist, sondern auch eine internationale Kulturmetropole. Ein Beispiel für einen amerikanischen Schriftsteller, der nach Berlin kam, ist Robert Levine, 41, früherer Chefredakteur des „Billboard“, eines Magazins der Unterhaltungsindustrie. Er zog vor zwei Jahren nach Berlin, weil seine Frau Deutsche ist und sie ein Kind haben. In Berlin hat Levine ein Buch über die Auswirkungen des Internets auf die journalistische Industrie geschrieben: „Free Ride“.

Levine sagt, einer der besten Aspekte des Schreibens in Berlin sei der „mentale Raum“, den die Stadt biete, insbesondere durch ihre Erschwinglichkeit. „Alles funktioniert. Das Leben ist ziemlich einfach auf diese Weise. Sie können einen Arzt finden, der Englisch spricht, und die Sitten sind nicht total fremd.“ Levine denkt auch, dass das Leben in einem fremden Land heute viel einfacher ist, als es noch vor ein paar Jahrzehnten war. „Vor zwanzig Jahren musste man Geld wechseln und man konnte keine E-Mails schicken.“

In „In the Garden of Beasts“, einem 2011 veröffentlichten Bestseller, beschrieb der Schriftsteller Erik Larson die große Kultur des amerikanischen Journalisten in Berlin vor dem Zweiten Weltkrieg. Er porträtierte unter anderem die „Chicago Tribune“-Korrespondentin Sigrud Schultz und den „New York Evening Post“-Korrespondenten HR Knickerbocker. Besonders Schultz war gut befreundet mit dem US-Botschafter und seiner Familie. Reporter zu der Zeit verkehrten mit Nazi-Funktionären, um Nachrichten zu sammeln, und trafen sich in dunklen Ecken von Cafés, um die Probleme des Tages zu besprechen. Später, mit dem Aufkommen von Kabel-Nachrichten und dem Fall der Berliner Mauer, waren Reporter von neuen Sendern, wie CNN, bei den historischen Ereignissen direkt vor Ort und ihre Erfahrungen wurden aus erster Hand an Millionen Menschen übertragen.



Foto: Tyler Weyant

Robert Levine hat lange als Journalist gearbeitet und veröffentlichte kürzlich ein Buch.

Heute wird es jedoch immer schwieriger für amerikanische Reporter, in Berlin eine Heimat zu finden. Viele Zeitungsfirmen, darunter große Firmen wie McClatchy, haben vor kurzem wegen der aktuellen wirtschaftlichen

Probleme ihre Korrespondentenbüros in Berlin und vielen anderen internationalen Städten geschlossen. Levine schreibt in einem Abschnitt seines Buches über ausländische Berichterstattung und sagt, dass es wichtig für Zeitungen sei, Auslandskorrespondenten zu haben, wie sie sie in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts hatten. „Es ist ideal, ein Büro und wichtig, angestellte Redakteure statt Freiberufler zu haben“, sagt Levine. „Die Zeit, in der angestellte Journalisten nicht schreiben, ist Zeit, die sie nutzen können, um Gesprächspartner für andere Geschichten zu finden. Das ist nicht dasselbe für Freiberufler.“

Aber für Levine hat sich das Leben in Berlin gut entwickelt, sein Buch wird später in diesem Jahr wahrscheinlich ins Deutsche übersetzt werden. Obwohl seine Deutschkenntnisse nur so lala sind, sind seine Familie und sein Schreiben in Berlin gediehen.

Tyler Weyant

studiert seit 2009 Journalistik an der University of Maryland in College Park. Seit zwei Jahren arbeitet er dort für die Studentenzeitung The Diamondback. Im Frühjahr 2012 hospitierte er im Meinungsressort von USA TODAY. Seine thematischen Schwerpunkte sind Politik und Bildung. In Berlin hospitierte er bei der Berliner Zeitung.



Auf den Spuren der Großeltern

Junge amerikanische Juden entdecken in Berlin ihre Familiengeschichte

AVERY TRUFELMAN

Der Pfad, auf dem ich normalerweise joggen gehe, führt zum Strandbad Wannsee. Eines Tages bog ich links ab, um das Haus zu finden, in dem Hitler bei Kaffee und Keksen die Shoah plante. Die Landschaft war pittoresk, die Seeluft war frisch und es war mir sofort klar, warum Hitler diesen Ort für die Wannseekonferenz gewählt hatte. Als ich nach dem Haus suchte, lief ich an einem Schloss nach dem anderen vorbei und spekulierte jedes Mal: „Dieses muss das Haus der Wannseekonferenz sein. Nein, vielleicht dann dieses Haus.“ Ich nahm meine Anschuldigungen bei jedem unschuldigen Wohnhaus, bei jedem Yachtclub oder Segelverein zurück, aber die Gespenster dieses schrecklichen Teils der deutschen Geschichte schweben in jedem Gebäude – besonders für Juden, die Deutschland besuchen.



Foto: Johannes Römer

Die Autorin am Holocaust-Mahnmal.

der Vergangenheit ist. Diese Stadt zu genießen schließt die Anerkennung ihrer Geschichte nicht aus, und es ist eine Herausforderung für eine Generation von jungen amerikanischen Juden, die im „neuen“ Berlin wohnen, dazwischen eine Balance zu finden.

Ich persönlich fing, wie viele Juden, aus rein akademischen Gründen an Deutsch zu lernen. Aber wir können unsere eigenen Wurzeln nicht lange ignorieren. Der Student Brandon Bloch aus Massachusetts, der diesen Sommer mit einem Fulbright-Stipendium in Berlin verbrachte, interessierte sich an der Uni besonders für deutsche Philosophie und Literatur. Brandon hat keine deutschen Vorfahren, aber seine Familie hat immer noch etwas gegen Brandons Begeisterung für Deutschland. „Wir können die deutsche Kultur und Geschichte nicht wegwerfen wegen des Holocausts“, sagt er. „Wir können das deutsche kulturelle Erbe nicht abtun, wie meine Eltern und Großeltern es taten.“ Brandons Wertschätzung für die reiche kulturelle Tradition Deutschlands verband ihn mit einem verlorenen Teil seiner Herkunft, aber Ameri-

kaner, die deutsche Großeltern haben, bauen, absichtlich oder nicht, eine tiefere persönliche Verbindung mit dem Land wieder auf.

Lauren Fluger arbeitet beim American Jewish Committee (AJC) in Berlin. Sie entschied sich auch aus rein akademischen Gründen Deutsch zu lernen. Sie wusste nicht, dass ihre Großmutter aus Berlin kam, weil ihre Familie darüber immer geschwiegen hatte. Aber während ihrer Zeit in Berlin wurde Lauren neugierig. „Mein Antrieb war zurückzuholen, was ich nicht hatte. Ich wollte kommen und einfach sehen, wovon ich so viel gehört hatte“, sagt Lauren, die aus Maryland kommt. „Ich habe mein ganzes Leben lang eine hebräische Schule besucht und mein gesamtes Wissen über Deutschland umfasste nur die Jahre 1930 bis 1945. Wir lernten nichts über die Zeit nach 1945. Ich entdeckte hier, was ich nie hatte.“ Dieses Jahr recherchierte Lauren viel und fand endlich die Wohnung am Kottbusser Tor, in der ihre Großmutter einmal wohnte.

Die Großmutter von Sarah Reinheimer, einer Kollegin von Lauren beim AJC, lebte in Süddeutschland, bevor sie nach Amerika auswanderte. Sie zerkratzte all ihre Möbel und ihr Eigentum mit einem Schüssel, so dass die Nazis ihren wertvollen Besitz nicht bekommen würden. Sarahs Oma besuchte Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg zweimal. Sarah vermutet, dass es ihrer Großmutter nicht so fremd war, wieder nach Deutschland zu kommen, weil sie sich noch als Deutsche fühlte. Andererseits wird Sarahs Vater „nie nach Deutschland kommen“, weil er immer nur an den Zweiten Weltkrieg denkt. Sarah entschied sich Deutsch zu lernen, um eine Verbindung mit ihrer Herkunft herzustellen und zu machen, was ihr Vater nie tun wird. Obwohl sie keine persönlichen Spuren und keine eigene Geschichte in Berlin finden kann, sagt Sarah, dass sie hier ein generelles Verständnis von ihrer Herkunft bekomme. „Es ist so komisch, hier herzukommen und zu sehen, wie typisch deutsch sich mein Vater manchmal verhalten kann, wegen seiner Eltern. Schon seltsam, diese Verbindung zu sehen, obwohl er es nicht weiß.“

Die Wunde des Holocausts blutete noch, als unsere Eltern großgezogen wurden, aber wenn jetzt junge amerikanische Juden nach Berlin kommen, tragen sie absichtlich oder unabsichtlich zu einem Heilungsprozess bei. Unsere Eltern lehrten uns schon jüdische Ethik, jüdische Rituale und jüdische Geschichte, und jetzt machen wir den nächsten Schritt und kommen nach Deutschland, um unsere deutschen Wurzeln zu entdecken und auch um zu sehen, wie verschieden von den Erinnerungen unserer Großeltern Deutschland heute ist.

„Als Juden müssen wir die Veränderungen, die hier stattfinden, anerkennen“, sagt Brandon. „Es geht darum zu

merken, dass du in einer anderen Generation als deine Eltern und Großeltern bist. Du hast andere Erfahrungen und sie können nicht erwarten, dass du all ihren emotionalen Ballast und ihre Erinnerungen erben wirst.“ An einer solchen Last tragen unsere Eltern schwer, vielleicht mehr als unsere Großeltern, aber Brandon kann die Haltung seiner Mutter verstehen. „Sie wuchs mit Freundinnen auf, deren Eltern tätowierte Nummern auf ihren Armen hatten. Daher kann ich ihren Standpunkt nachvollziehen. Und ich denke auch, dass sie meinen Standpunkt nachvollziehen kann.“

Avery Trufelman

studiert an der Wesleyan University in Middletown/Connecticut German Studies sowie ein interdisziplinäres geisteswissenschaftliches Programm. Sie interessiert sich besonders für Hörfunk und wird nächstes Jahr für ihre Bachelorarbeit die Biographie des Radiomoderators Hans Rosenthal übersetzen. Sie machte ihre Praktikum bei ALEX, dem Offen Kanal Berlin.



Der große jüdische Philosoph Maimonides predigte, dass der Sünder, der um Vergebung bittet, diese aufrichtig und ernsthaft bekommen solle, ohne Feindseligkeit. Die Deutschen bitten schon um Vergebung, mit Denkmälern, Gedenkstätten und Entschädigungen, und die Zeit kommt langsam, sie zu entlasten. Ich wanderte durch das wunderschöne Haus der Wannseekonferenz. Es war bewegend. Es war schrecklich. Ich werde es nie vergessen. Aber am nächsten Tag lief ich wieder zum Strand.

„Berlin ist eine Landschaft“

Koeun Lee verkaufte früher ihren Schmuck im Universitätsbezirk von Seoul, jetzt hat sie einen Stand im Mauerpark

HAERYUN KANG

Koeun Lee (27) ist Schmuckmacherin und lebt in Berlin. Seit 2009 verkauft Koeun Schmuck auf verschiedenen Flohmärkten. Sie gehört zu den rund 5.000 Südkoreanern in Berlin, die sich vor der Wende hauptsächlich aus Krankenschwestern – ehemalige Gastarbeiterinnen – und Industriepraktikanten zusammensetzten.

Schmuck hat Koeun schon seit 2004 gemacht und verkauft. Nach dem Abitur in Korea hat sie in Daehakro, einem verkehrsreichen Universitätsbezirk in Seoul, mit Schmuck gehandelt. Und was ist mit ihrer eigenen Universitätsbildung? „Eigentlich passten meine Abiturnoten nicht zu den guten Universitäten. Deshalb habe ich mich entschieden, kein Jaesoo zu machen.“ Jaesoo ist die Wiederholung des letzten Gymnasialjahrs, um die Abiturprüfung, die einmal im Jahr stattfindet, noch einmal zu schreiben.

Vielleicht hört sich der Titel „Künstlerin ohne Universitätsbildung“ in Deutschland nicht so außergewöhnlich an. Laut einer OECD-Studie von 2011 haben weniger als 40 Prozent der deutschen Bevölkerung eine Hochschulbildung. Aus der koreanischen Perspektive aber ist es eine verwunderliche Berufsbezeichnung. 71 Prozent der südkoreanischen Bevölkerung haben eine Hochschulbildung, was 12 Prozent höher als der OECD-Durchschnitt ist. Der Druck, an eine gute Universität zu gehen, ist hoch. Im Jahr 2011 gab es im nationalen Durchschnitt 20

Prozent Jaesoo-Studenten. Für manche reicheren Bezirke in Seoul ist diese Zahl höher als 65 Prozent.

Koeun bedauert nicht, dass sie sich nicht für den Jaesoo-weg entschieden hat. Sie habe dadurch mehr Flexibilität gehabt zu lernen, was sie wollte. So studierte sie ein Jahr lang Architektur, lernte zehn Monate lang Chinesisch und begann schließlich mit dem Schmuckhandel. Sie arbeitete im Schmuckgeschäft der Freundin ihrer Mutter in Daehakro und lernte Schmuck zu machen. „Es hat mir gefallen, mit meinen Händen etwas zu schaffen.“ Als 22-Jährige übernahm Koeun den Schmuckbetrieb und führte das Geschäft die ersten zehn Monate lang zusammen mit ihrer Mutter, dann selbstständig.

Trotzdem blieb die Sehnsucht nach Bildung. Im Winter 2009 kam sie nach Europa, um ein Kunststudium in London aufzunehmen. Sie kam zunächst in Berlin an, ohne die Absicht, hier zu bleiben. „Ich wollte nur meine ältere Schwester besuchen, die Deutsch als Fremdsprache an der Humboldt-Universität studiert“, erläutert sie. Am Anfang fand sie Berlin zu kalt, zu ruhig. „Im Vergleich zu Seoul war Berlin eine Landschaft.“ Gerade deshalb habe sie sich später in die Stadt verliebt, sagt Koeun: „Ich liebe die Gelassenheit in Berlin.“ Gelassenheit meint sie physisch und psychisch. Seoul hat eine Fläche von 605,28 Quadratkilometern und fast zehn Millionen Einwohner; im Vergleich hat Berlin eine Fläche von 891,85 Quadrat-



Foto: Koeun Lee

Koeun Lee arbeitet hauptsächlich mit Edelsteinen und Emaille.

kilometern mit 3,5 Millionen Einwohnern. Psychisch gebe es auch mehr Raum in Berlin. „In Seoul kümmert man sich viel mehr um die Augen der Anderen“, sagt Koeun. „Das ist ein oberflächliches Beispiel, aber man muss viel

mehr aufpassen, was man trägt und isst. In Berlin ist es mir und den Anderen egal, ob ich dicker werde oder die gleiche Hose drei Tage lang trage. Es ist einfacher hier.“

Koeun hat sich entschieden, in Berlin zu bleiben. Mit einem Sprachvisum und der Hilfe ihrer Eltern fing sie an mit dem ABC auf Deutsch. Um unabhängiger zu werden, verkaufte sie Schmuck auf kleinen Flohmärkten und bekam schließlich einen Stammplatz für Samstag am Maybachufer und Sonntag im Mauerpark. Vor kurzem bekam sie ein Künstlervisum, das nicht leicht zu bekommen ist. Den Schmuckhandel will sie weiterführen, aber nicht wegen einer besonderen künstlerischen Vision. „Es macht einfach Spaß. Ich habe kein Konzept hinter jedem Schmuckstück.“

Und ihre Bildung? Eigentlich hat Koeun die immer gehabt, selbst ohne Universitäten. An weiterer (formaler) Bildung hätte sie trotzdem Interesse, besonders in Deutschland. „Ich habe mehr Lust auf Lernen in Deutschland. In diesem Bildungssystem, das anders als das koreanische System ist, will ich alles lernen, was ich kann.“

Haeryun Kang

studierte von 2007 bis 2011 German Studies und International Studies am Macalester College in St. Paul, Minnesota. Sie kommt ursprünglich aus Busan in Südkorea und interessiert sich dafür, ihr Studium in Deutschland fortzusetzen. Als Journalistin schrieb sie für die Wochenzeitung am Macalester College, für eine Tageszeitung in Jamaika und ein Bürgerjournalismusprojekt in Minneapolis. In Berlin absolvierte sie ein Praktikum bei Zitty.



Nicht nur für die Miete malen

Mit günstigen Wohnungen und guten Ausstellungsmöglichkeiten lockt Berlin junge New Yorker Künstler an

MICHAEL CAHILL

Die Kunst hat in New York eine lange Geschichte, aber gegenwärtig gibt es Schwierigkeiten in der „Stadt, die niemals schläft“. Die Mieten gehören zu den teuersten in den USA und die Gentrifizierung in allen Stadtteilen macht die Situation noch schwerer. Im Zusammenhang mit steigenden Lebenshaltungskosten ist das Leben in New York für jeden teuer, besonders für Künstler.

Das Mietproblem entwickelte sich über eine lange Zeit, seit den 80er Jahren, als New York eine raue und billige Stadt war. In den 90er Jahren begann die jetzige Entwicklung, und mittlerweile kosten Wohnungen in den angesagtesten Gegenden mehr als 2000 Dollar pro Monat – und das ist ein Schnäppchen. Ein bekannter Künstler

kann in New York gutes Geld verdienen, aber man muss eben erstmal bekannt sein. Das ist der Haken: Wie kann ein Künstler bekannt werden, wenn er 40 Stunden pro Woche für die Miete arbeiten muss?

„In New York wird eine Galerie keinen Künstler ausstellen, wenn seine Gemälde sich für weniger als 100.000 Dollar verkaufen“, sagt Ethan Minsker, einer der wenigen in New York, die Widerstand leisten gegen den künstlerischen Status quo. Minsker gründete gemeinsam mit anderen frustrierten Künstlern im Jahr 2000 die so genannte Sozialkunst-Bewegung, die heute „Antagonistische Bewegung“ heißt. Die „Antagonisten“ suchten nach Möglichkeiten für unbekannte Künstler, in kleinen Partner-Galerien oder an

anderen Orten wie Bars, Cafés und Restaurants ihre Werke auszustellen. Als Teil ihrer Arbeit und vielleicht um ein Beispiel für New York zu setzen, gingen die „Antagonisten“ nach Berlin. 2008 verbreiteten sie dort ein paar Monate lang die Ideen der amerikanischen Bewegung. Danach schrieb Minsker ein Buch über diese Erfahrungen. In Berlin, so Minsker, sei die Atmosphäre für Kunst freier. Mit den anderen „Antagonisten“ fand Minsker in Berlin Inspiration. Durch diese Reise knüpften die „Antagonisten“ außerdem Kontakte mit Berliner Künstlern, und seit 2008 schicken sie Künstler nach Berlin, damit diese auch Erfahrungen sammeln und Kontakte knüpfen können.

Seit der Reise gibt es auch „Antagonisten“ in Berlin. Die Künstlergruppe „Goat Inc.“ ist 2008 in Kontakt mit Minsker und den „Antagonisten“ gekommen. Sie hat mit den amerikanischen Künstlern in Berlin gearbeitet und erneut im Jahr 2010 bei einem Festival in Lissabon. Man kann ihre Erfahrungen in zwei Dokumentarfilmen von Minsker nachvollziehen, sie heißen „This is Berlin Not New York“ und „The Dolls of Lisbon“. Außer den „Antagonisten“ gibt es auch eine andere Gruppe, die die Kunstszene in New York City durch Erfahrungen in Berlin zu ändern versucht. „The Berlin Collective“ versucht Beziehungen zwischen dem Big Apple und der deutschen Hauptstadt herzustellen.

„Berlin ist das Brooklyn Europas“, sagt Nicole Cohen, Direktorin des „Berlin Collective“ in New York City. In Brooklyn gibt es Künstler an jeder Ecke. Es ist auch die Heimat für die Online-Firma „Etsy“, bei der Künstler ihre Werke im Netz verkaufen können. Cohen arbeitete mehrere Jahre lang in Berlin, bevor sie das „Collective“ 2009 gründete. Durch ihre Kontakte in der Stadt bringt Cohen amerikanische Künstler in Kontakt mit Berliner Künstlern. Das „Collective“ bietet New Yorker Künstlern die Möglichkeit nach Berlin zu gehen. Künstler können sich beim „Collective“ bewerben und eine kleine Eintrittsgebühr bezahlen, dann können sie zwei Monate in Berlin verbringen. Derzeit sind über die Organisation 50 Künstler aus New York City in Berlin.

Leider bietet das „Collective“ keine finanzielle Unterstützung, aber die Kontakte in der Berliner Kunstszene sind für viele attraktiv. Oft sind Künstler in Berlin mit einer Ausstellung erfolgreich. Während ihres Aufenthaltes können die Künstler Workshops leiten und ein bisschen Geld verdienen. Außer in Berlin hat das „Collective“ noch einen Direktor in Australien, und die Organisation versucht sich zu entwickeln und zu wachsen.



Foto: Michael Cahill

Die Berliner Kunstgruppe „Goat Inc.“ arbeitet mit den New Yorker „Antagonisten“ zusammen. Von rechts nach links: Anton Theileis, Philipp Schrader, Jakob Theileis.

Mit Galerien in New York, die voll sind von teuersten Kunstwerken, ist der Weg zu einer erfolgreichen Künstlerkarriere dort sehr schwer zu schaffen. Aber jeden Tag kommen Künstler aus aller Welt in New York an, und sie alle hoffen auf Erfolg in der Stadt. Obwohl Organisationen wie die „Antagonisten“ und das „Collective“ für eine Kunstszene in New York arbeiten, die unbekanntem Künstlern bessere Chancen gibt, kann sich dies nur langsam ändern. Vielleicht es ist Zeit, nach Berlin umzuziehen?

Michael Cahill

hat an der State University of New York in New Paltz Journalism studiert und im Dezember 2011 seinen Bachelor-Abschluss gemacht. Während seines Studiums arbeitete er bei der Rockland County Times als Redaktionsassistent. Sein Ziel ist es, Redakteur bei einer Nachrichtenagentur zu werden. Er hospitierte bei der Märkischen Allgemeinen Zeitung in Oranienburg.



Mit der U-Bahn nach Amerika

Natalie macht ein Praktikum in der amerikanischen Botschaft

HOLLY HARTUNG

Natalie wohnt in Berlin und arbeitet in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sie fliegt aber nicht mit dem Flugzeug, sondern fährt jeden Tag mit der gleichen Bahn. Natalie ist Praktikantin in der Sicherheitsabteilung der Botschaft der Vereinigten Staaten. Obwohl das Botschaftsgebäude in der Nähe des Brandenburger Tors liegt, steht es auf amerikanischem Territorium.

Wegen ihrer Arbeit muss Natalie täglich nicht nur eine einzige Grenze überqueren, sondern viele Grenzen. Aber alle diese Grenzen sind nicht sichtbar, sondern sie liegen in ihrem Kopf. Weil sie bei der Sicherheitsabteilung arbeitet, muss sie immer aufpassen, was sie Freunden und anderen über ihre Arbeit erzählt. Ihr richtiger Name lautet anders, er musste für diesen Artikel geändert werden.

„Es ist schwierig zu wissen, was man sagen kann“, sagt Natalie, die an der University of Michigan studiert. „Wenn zum Beispiel ein wichtiger Politiker nach Berlin kommt, weiß ich das oft früher als die Öffentlichkeit. Deswegen muss ich im Internet suchen, ob es allgemein bekannt ist, dass diese Person nach Berlin kommt.“ Nur wenn sie sicher ist, dass eine solche Information kein Staatsgeheimnis ist, diskutiert Natalie ihre Arbeit mit ihren Freunden und ihrer Familie.

Interessanterweise hat das Gelände, auf dem Natalie arbeitet, auch eine Geschichte, die viel mit Grenzen zu tun hat. Es befindet sich auf dem früheren Grenzstreifen in Ostberlin, im so genannten „Niemandland“. Nach dem Fall der Mauer wurde die amerikanische Botschaft wieder in Berlin etabliert. Im Jahr 2004 begann

der Bau des neuen Botschaftsgebäudes am Pariser Platz. Die Botschaft wurde 2008 eröffnet.

Natalie sagt, dass sie sich so fühle, als ob sie nicht in Deutschland sei, weil alle ihre Kollegen auf Englisch redeten. Weil Berlin außerdem eine internationale Stadt ist, denkt sie, dass sie gar nicht wisse, was „echt deutsch“ sei. „Berlin ist manchmal ausgezeichnet und manchmal schlecht, denn wenn du kein Staatsbürger bist, können sie dich aus Deutschland rausschmeißen“, sagt Natalie. Sie habe große Schwierigkeiten gehabt, ein Visum zu bekommen, weil sie nicht wirklich in Deutschland arbeite, sondern in den USA. „Es war ein Alptraum—schlimmer als der Schwarze Freitag.“

Im Januar ist Natalie als Teilnehmerin an einem Auslandssemesterprogramm nach Berlin gekommen. Im Juni hat sie ein Praktikum bei der US-Botschaft begonnen, das bis August dauert. Natalie ist froh darüber, Praktikantin zu sein, weil es sehr schwer ist, einen Job in einer Botschaft zu bekommen. Laut der

Webseite des amerikanischen Außenministeriums müssen alle Mitarbeiter, auch Praktikanten, eine Sicherheitsüberprüfung durchlaufen.

Obwohl Natalies Deutsch nach eigener Einschätzung „relativ schlecht“ ist, interessiert sie sich für Deutschland, weil sie in Hamburg geboren wurde. Sie sagt, dass ihre Eltern fließend Deutsch sprächen. Natalie hofft, dass sie vielleicht nach diesem Praktikum und nach ihrem Abschluss noch einmal in Deutschland wohnen kann, um besser Deutsch zu lernen: „Eines Tages werde ich fleißig!“



Die amerikanische Botschaft liegt auf dem ehemaligen Grenzstreifen, nahe dem Brandenburger Tor.

Foto: Holly Hartung

Holly Hartung

machte im Mai 2012 ihren Abschluss an der University of Wisconsin in Madison. Ihre Hauptfächer waren Journalistik und Medienwissenschaft, im Nebenfach studierte sie Germanistik. Sie schrieb Kommentare und Artikel über Kunst und Kultur für ihre Uni-Zeitung The Badger Herald. In Berlin machte sie ihr Praktikum bei dem lokalen Fernsehsender tv.berlin.



Solidarische Individualisten

Die Bulgaren in Berlin sind eine große, heterogene Gruppe

ANI KODZHABASHEVA

Letztes Jahr wohnten 9.988 Bulgaren in Berlin – eine Zahl, die mit New York vergleichbar ist, allerdings hat Berlin nur ein Drittel der Einwohnerzahl von New York. Was machen sie alle hier? Die populäre Meinung darüber ist nicht gänzlich positiv. Ein Junge, der im Uni-Spiegel zitiert wird, umreißt die Stereotypen über Bulgaren: „Die hausen zum Teil zu zwölft in winzigen Zimmern und schlafen auf siffigen Matratzen. Die Männer machen harte Jobs für lächerlich wenig Geld: Wände rausreißen.“ Das kann richtig sein, aber wie jedes Stereotyp trifft es nicht auf alle zu. Die beruflichen Umstände der Bulgaren variieren sehr stark, viele von ihnen sind Studenten. Unter den bulgarischen Berlinern gibt es manche, die sich mit Kunst, Film, Musik, Sport oder Naturwissenschaften beschäftigen. Bulgaren spielen in klassischen Orchestern oder forschen über Krebsheilmittel. Bulgaren gibt es in allen sozialen Schichten, in Berlin wie auch in Deutschland insgesamt.

„Gibt es eine bulgarische Diaspora?“ ist eine der schwierigen Fragen, die ich meinen beiden Gesprächspartnerinnen stelle. Die Antworten sind vieldeutig. Ja – jeder Bulgare und jede Bulgarin in Berlin kennt ein paar andere. Aber über eine richtige Diaspora können wir nicht reden. Die Milieus, in denen sich die Menschen bulgarischer Herkunft bewegen, sind zu verschieden, um für sie als klar definierte Gruppe zu funktionieren. Oder die Konkurrenz unter ihnen als Individuen ist zu stark. Dann bleiben die noch schwierigeren Fragen: Was bedeutet es, im vereinten Europa, und besonders in Berlin, Bulgarin zu sein? Wie repräsentiert man diese Identität in der Öffentlichkeit? Mit meinen Interviewpartnerinnen Mariela und Maria fing ich an, über diese Problematik nachzudenken.

Mariela Georgieva, 22, ist jetzt im dritten und damit vorletzten Jahr ihres Studiums an der Freien Universität. Sie studiert Pharmazie und verbringt ihre Tage hauptsächlich im Labor an der Uni; sie lebt aber in der Stadtmitte, weil es ihr besser gefällt. Marielas Wohnung ist im Baukomplex der bulgarischen Botschaft in Berlin, ihre Mitbewohnerin sowie all ihre Nachbarn sind Bulgaren. Doch meint Mariela, dass die Mitarbeiter der Botschaft und die Nachbarn keine bestimmte Gemeinschaft bilden. Sie selbst unterhält sich nicht in erster Linie mit Bulgaren und fühlt sich weder mit Bulgaren noch mit Deutschen am wohlsten, sondern in internationaler Gesellschaft. Sie fühlt keine Nostalgie und sagt geradeheraus, dass sie Bulgarien nie vermisst. Dennoch kann Mariela sich nicht vorstellen, sich als Deutsche oder Berlinerin zu identifizieren: „Selbst wenn ich zehn Jahre lang hier lebte, könnte ich nie deutsch werden. Auch wenn Deutschland mich sehr verändert hat.“

Wenn Mariela mit ihren Freunden über Bulgarien redet, spricht sie über das Gebirge, den Strand und die schö-

ne Natur. Aber die bulgarische Herkunft bleibt quasi ein Tabuthema. Ein Teil des Problems besteht darin, dass es so schwierig ist, den Begriff „bulgarisch“ positiv zu definieren. Mariela deutet an, dass es negative Stereotype gebe: „Man kennt solche Geschichten – jemandem wäre die Geldtasche gestohlen worden, und das habe ein Rumäne oder ein Bulgare getan...“ Sie macht deutlich, dass sie persönlich nie diskriminiert worden sei. Im Gegenteil freut sie sich, dass sie die Berliner als äußerst tolerant erlebt hat – ihre Bekannten fänden es spannend, dass sie eine unabhängige junge Frau ist, die in einem neuen Land allein leben kann.

Im Gegensatz zu Mariela kommt Maria Androushko einer Definition des schwer fassbaren Konzeptes näher, in Berlin Bulgare zu sein. Maria ist auch 22 und seit einem Jahr macht sie am ECLA, dem European College of Liberal Arts, ein Bachelorstudium. Sie studiert Politik, Wirtschaftswissenschaft und Ethik. Vorher studierte sie Philosophie an einem Liberal Arts College in den USA, aber Berlin gefällt ihr viel besser. Nach vier Jahren im Ausland kann sie auf der Grundlage ihrer internationalen Erfahrung ein Urteil über das Ichbewusstsein der Bulgaren in Berlin fällen. „Wir Bulgaren sind, als Nation, anpassungsfähig. Wir sind ein abwanderndes Volk.“ Maria stimmt zu, dass es keine Diaspora gebe – man begegne anderen Bulgaren nur zufällig, etwa wenn man Getränke an einer Bar bestelle und plötzlich höre, dass die Kellnerinnen in der eigenen Muttersprache miteinander redeten. „Wir, die Bulgaren, sind Individualisten. Wir haben alleine Erfolg, weil die Situation so ist.“ Dennoch gebe es eine starke Solidarität: „Wenn wir einander erkennen, ist es so, als ob ich ein kleines Kätzchen gesehen hätte: ‚Ooooh!‘“

Die Bulgaren in Berlin sind keine homogene Gruppe, aber sie sind trotzdem diejenigen, mit denen Maria sich identifiziert. „Ich fühle eine seltsame Art von Nostalgie“, sagt sie. „Das ist eine Nostalgie für die Menschen. Nicht für das Land und besonders nicht für unsere politische Kultur. Die Menschen, individuell, sind wunderschön.“ Bulgarien selbst vermisst Maria gar nicht. Im Gegenteil, sie ist „ärgerlich“, weil der Staat keine funktionierende Zivilgesellschaft habe und das „politische und soziale Modell“ nicht funktioniere. Daher entstehe unter den Bulgaren ein allgemeiner Individualismus.

Für Mariela und Maria ist der Mangel an Gemeinschaftsgefühl meist kein Problem. Mariela ist stolz auf ihren Erfolg im Studium und auf ihr Leben in Berlin. Sie möchte nach dem Abschluss vielleicht in Berlin bleiben, sicher irgendwo in Deutschland. Maria sagt sogar, dass sie diese Stadt liebe. Sie möchte nach dem Bachelor ein Masterstudium machen. Früher hatte sie Pläne, nach New

York zurückzugehen, aber jetzt wünscht sie sich mehr und mehr hier zu bleiben. Sie schätzt die Berliner Kunst und noch mehr das Theater. Wie viele andere Bulgaren in Berlin sind Maria und Mariela unabhängig, gut ausge-

bildet und motiviert, hier zu sein. An ihre bulgarische Herkunft denken sie nicht allzu oft, daher haben sie die Möglichkeit, ihre Identität neu zu gestalten.

Ani Kodzhabasheva machte 2012 ihren Bachelor-Abschluss am Vassar College in Poughkeepsie/New York. Sie studierte Kunstgeschichte und Philosophie mit Germanistik als Nebenfach. Als Austauschstudentin ging sie nach Oxford und schrieb dort für *The Oxonian Globalist*, ein Studentenmagazin. Sie hat auch mehrere Jahre lang für *View Sofia*, ein Online-Magazin in der bulgarischen Hauptstadt, gearbeitet. Am liebsten berichtet sie über Kunst und Kultur. Im Herbst 2012 beginnt Ani ein Masterstudium an der University of Oxford. Sie studiert dort Kunstgeschichte und will danach eine Stelle im Journalismus oder Verlagswesen in London oder Berlin finden. In Berlin hospitierte sie bei der Nachrichtenagentur dapd.



Glücklich, aber noch immer nicht zu Hause

Zur Wendezeit profitierten viele Amerikaner vom Jazzboom in Berlin, heute sind Engagements schwer zu bekommen

SAM FRIZELL

Fuasi Abdul-Khaliq bezeichnet seine Ankunft in Berlin im Oktober 1991 als größten Glücksfall seines Lebens. Im Sommer jenes Jahres bekam der amerikanische Saxophonist keine Engagements in seinem damaligen Wohnort Atlanta. „Die Szene war ausgetrocknet“, sagt er, und mitten in jenem heißen Sommer fand er sich plötzlich ohne Einkommen, aber mit drei zu versorgenden Kindern wieder. Er nahm Gelegenheitsarbeiten an. Er mähte Rasen, aber „die Rasenflächen in Atlanta sind groß“, sagt er lachend. Er brauchte Glück, und das fand er im Herbst 1991: Ein Freund erzählte ihm, dass der Deutsche Akademische Austausch Dienst (DAAD) in Berlin ein Stipendium für internationale Komponisten anbiete. Abdul-Khaliq kam nach Berlin, wo er wieder finanziellen und musikalischen Erfolg hatte.

Viele Amerikaner kamen wie Abdul-Khaliq zu jener Zeit nach Berlin, um ein neues Leben anzufangen. Damals war alles offen und im Wandel, und durch die Wirren der Wendezeit entstanden viele Freiheiten. Es gab eine steigende Nachfrage nach Musik, Kunst und Kultur von überall aus der Welt. Obwohl es in Berlin schon eine Jazzmusikszene gegeben hatte, wurde die Stadt erst nach dem Mauerfall für Amerikaner wie Abdul-Khaliq attraktiv, und ihr Talent war plötzlich gefragt.

Die Jobs waren lukrativ und beständig. „Alles in Berlin war cool, man bezahlte damals 100 D-Mark pro Auftritt“, sagt Abdul-Khaliq. „In Atlanta verdiente ich nur 30 Dollar pro Gig.“

„Es war toll, es war fantastisch“, sagt Mack Goldsbury, ein amerikanischer Tenorsaxophonist, der direkt nach

der Wende nach Berlin gezogen ist. Goldsbury, der in Texas aufgewachsen ist und vor seinem Umzug mit *The Temptations* und *Stevie Wonder* gespielt hatte, hatte damals in Berlin diverse Jobs: Er spielte regelmäßig für den noch existierenden Rundfunk im amerikanischen Sektor (RIAS), hatte zahlreiche Schüler und trat im Theater auf.

Abdul-Khaliq fasste schnell Fuß, wie die anderen auch. Er brachte seine Bewerbung für den DAAD selbst nach Berlin, um einen Eindruck beim Auswahlkomitee zu hinterlassen. Schon in seiner ersten Woche in der Stadt nahm er zufällig an einer freien Jam Session im nicht mehr existierenden Blues Café teil. Er beeindruckte seine Mitspieler genug, um zu einem bezahlten Auftritt am nächsten Tag eingeladen zu werden. Einige begeisterte Zuhörer in dem Club engagierten ihn dann wieder für den nächsten Tag irgendwo anders, und am nächsten Tag passierte wieder dasselbe. Unter seinen Zuhörern war auch ein reicher Jazzliebhaber, der Geschäftsführer des großen Immobilienunternehmens Anton Schmittlein war. Er stellte Abdul-Khaliq eine Wohnung in Neukölln zur Verfügung, im Austausch für Saxophonunterricht. Die Dinge nahmen ihren Lauf.

Auch andere erlebten zu der Zeit einen Boom. Gitarrist Mike Russell, ebenfalls Teil dieser Einwanderungswelle, sagt ganz knapp: „Ich war von den Steuern und McDonald's enttäuscht, aber von sonst nichts.“

Ein Grund dafür, nicht enttäuscht zu sein, waren die Zuschauer in Berlin. „Das deutsche Publikum ist wirklich schlau“, sagt Abdul-Khaliq. „Sie wissen genau, woher die Musik kommt. Sie haben großen Respekt für dich, nicht

nur weil du einer der Lieferanten dieser Musik bist, sondern auch weil du einer langen Linie entspringst, die diese Musik erfunden hat. In den Staaten ist es völlig anders.“

„Wenn ich in Texas bin, hören sie nicht zu“, sagt Goldsbury. „Aber man spielt zum Beispiel im A-Trane [einem Club in Charlottenburg] und es gibt sogar gar kein Anstoßen von Gläsern. Es ist ganz leise.“ Der Musikunterricht in Deutschland sei auch anders, jedoch nicht unbedingt besser, sagt Abdul-Khaliq: Man arbeite Schritt für Schritt, stufenweise, mit viel Theorie und intellektuellem Engagement. „Die Deutschen haben nicht gewusst, wie sie aus sich herausgehen. Sie waren sehr analytisch, sehr zerebral.“ Wenn er spiele, sagt Abdul-Khaliq, dann sagten die Deutschen: „Booah! Ich fühle das im Bauch!“

Kürzlich saß ich mit Mack Goldsbury an der Bar im Jazzclub Badenscher Hof. Wir warteten auf Abdul-Khaliqs

Band, die bald spielen sollte. Wir sprachen darüber, wie die Berliner Szene sich entwickelt hat: Es ist schwerer als zu Wendezeiten, ein Engagement zu finden, Berlin ist mit Jazzmusikern übersättigt, Goldsbury und Abdul-Khaliqs ehemalige Schüler stehen jetzt mit ihnen im Wettbewerb. Beide Musiker verbringen immer mehr Zeit zu Hause in den USA. Goldsbury behauptete, dass die Amerikaner immer in einer besonderen Art spielen würden, obwohl die Deutschen viel gelernt hätten.

Abdul-Khaliqs Pianist, ein Deutscher, lief vorbei. Goldsbury und der Pianist grüßten einander, schwatzten über das Wetter und schütteln sich dann die Hand. Als er wegging, beugte sich Goldsbury zu mir und sagte: „Er ist ein sehr guter Pianist. Er kommt aus Deutschland, aber man würde das kaum merken.“

Sam Frizell

machte im Mai 2012 seinen Bachelor-Abschluss am Bowdoin College, wo er Deutsch und Geschichte studierte. In Berlin hospitierte er bei Reuters, und künftig möchte er als Auslandskorrespondent arbeiten. Während seines Studiums half er dabei, eine neue Rubrik mit Anekdoten aus dem Campusleben in seiner Unizeitung zu etablieren. Er interessiert sich sehr für kreativen Journalismus zu Geschichtsthemen.



„Endlich gibt es echten Widerstand“

Amerikanischer Aktivist will in Berlin eine autonome Universität schaffen

BROOKE SHAFFER

Angeregt von einer kanadischen Stiftung und beeinflusst vom arabischen Frühling sowie den spanischen „Indignados“ war „Occupy Wall Street“ schon eine globale Bewegung, als die Aktivisten ihr erstes Zelt aufschlugen. So war es keine Überraschung, als am 15. Oktober 2011 Demonstranten aus Solidarität auf die Straßen Berlins gingen. Aber dieser Einfluss aus dem Ausland bedeutet nicht, dass Occupy Berlin keine eigene Protestkultur hat. Die allgemeinen Ziele der Occupy-Bewegung, wie ihr Protest gegen soziale und Einkommensungleichheit, sind immer noch wichtig. Aber lokale Ziele, wie die Sanierung von Wohnraum in den traditionellen einkommensschwachen Gebieten und der Protest gegen die steigenden Mieten in Berlin, spielen auch eine sehr wichtige Rolle. „Als globale Bewegung bringt Occupy lokale Bewegungen im Rahmen des größeren Kampfes zusammen, bei dem wir alle zusammenarbeiten“, sagt Pippa Chase, eine Occupy-Aktivistin aus Liverpool, die seit den Anfängen von Occupy Berlin dabei ist. „Wir tragen nicht nur kleine Kämpfe aus. Wir versuchen gegen die zugrunde liegenden Ursachen zu kämpfen.“

Anfangs hatte Occupy Berlin an zwei Plätzen Camps eingerichtet, genau wie in New York, aber kürzlich waren die Aktivisten bei der 7. Berlin Biennale, einem von der Kulturstiftung des Bundes geförderten Forum für moderne Kunst. Dort waren Kunstwerke von den Aktivisten ausgestellt – aber auch die Aktivisten selbst. Obwohl es widersprüchlich erscheinen möge, eine Einladung zur Besetzung zu akzeptieren, sei die Entscheidung für die deutsche Protestkultur doch in Ordnung gewesen, sagt Chase. In Berlin, meint sie, „macht sich die Occupy-Bewegung immer Sorgen, dass sie die Regeln sehr genau befolgen.“ Alle Occupy-Proteste in Berlin finden nur nach vorheriger Genehmigung der Demonstration statt. Die Entwicklung der Occupy-Bewegung in Berlin ist ziemlich unkonventionell, doch dies ist nach Meinung vieler Aktivisten auch positiv. Wo die Camps einen inneren Schwerpunkt gefördert hätten, habe die Biennale internationale Verbindungen entstehen lassen und der Bewegung neue Anhänger gebracht, sagt Chase.

Internationale Aktivisten und Besuchergruppen aus dem Ausland ist man auf der Biennale gewohnt. Eine solche

Besucherin war Ana Palacín, eine Occupy-Aktivistin aus Barcelona. Sie war einen Monat lang in Berlin, weil die Biennale eine offene Einladung für andere Protestierende im Netz veröffentlicht hatte, damit sie auch an der Sonderausstellung teilnehmen konnten. „An diesem Occupy-Ort treffen die Leute sich und lernen einander kennen, und sie merken, dass sie nicht allein sind“, sagt Palacín. „Es gibt doch viele Leute, die versuchen, die gleichen Ziele zu erreichen.“

Die Einladung von Occupiers aus dem Ausland ist ein wichtiges Mittel für Occupy Berlin, um relevant zu bleiben. Brian Holmes, Autor und prominenter Teilnehmer der Occupy Chicago Bewegung, ist aus den USA eingeflogen, um ein einwöchiges Seminar bei der Biennale abzuhalten. In Chicago war Holmes eine wichtige Kraft bei der Gründung der autonomen Universität. Die Hauptidee dieser Universität ist es, dass die Studenten auch Planer und Lehrer sind. Ihren eigenen Interessen gemäß organisieren die Teilnehmer Debatten, Seminare und informelle Diskussionen sowie eine kollektive offene Bibliothek - alles um die Bewegung und einen allgemeinen Aktivismus zu fördern. In Berlin hofft Holmes darauf, eine neue autonome Universität zu schaffen.



Occupay Berlin stellt bei der Biennale auch die Bewegung selbst zur Schau. Und wenn die Ausstellung den Besuchern nicht gefällt? Dann dürfen sie einfach ihre eigenen Ideen zur „Ausstellung des Volkes“ hinzufügen.

Sie soll den Graben zwischen alten Berliner Aktivisten und den neuen schließen, deren Interesse an Sozialpolitik erst durch die Occupy-Bewegung geweckt wurde. Aktivisten aus den traditionellen Widerstandsbewegungen der Stadt werden als Lehrer eingeladen, um Wissen zu vermitteln und neue Unterstützer für ihre Projekte zu gewinnen. Die Autonomous University soll eine Weiterentwicklung der Idee von Occupy Chicago sein und als wichtiges Hilfsmittel für Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Stadtgruppen dienen.

Holmes sagt, dass die Bedingungen, die Occupy hervorgerufen haben, in Europa und den USA sehr ähnlich seien. Obwohl Deutschland eine Geschichte hat, die stärker mit Liberalismus und Marxismus verbunden ist, war es auch nicht in der Lage, den Aufstieg des Neoliberalismus zu verhindern. Er sagt, dass es sowohl in seinem Heimatland als auch in Deutschland zum ersten Mal seit vielen Jahren einen echten Widerstand der Bevölkerung gegen Neoliberalismus, unbeherrschten Kapitalismus und Ungleichheit der Gesellschaft gebe. Er meint, dass Occupy New York der bekannteste Zweig der Bewegung sei, aber dennoch nur einen kleinen Teil des „globalen Erwachens und Aufstands“ darstelle. „New York war nur ein Feuer in der Kette von Leuten, die Rauchsignale an sich selbst, ihre Städte und in die Welt hinaus schicken.“



Foto: Brooke Shaffer

Die Protestierenden von „Occupy Wall Street“ sind in Berlin immer dabei - wenn nicht persönlich, dann im Geiste.

Eine wichtige Aufgabe für die Berliner Universität wird es sein, das Interesse von Leuten zu wecken, die bereits zu anderen lokalen Widerstandsbewegungen gehören.

Brooke Shaffer

studiert Journalistik und Massenkommunikation an der University of North Carolina in Chapel Hill. In ihrem Studium konzentriert sie sich auf Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. In diesem Bereich hat sie Praktika bei der Smithsonian Institution und dem University of North Carolina Center for Global Initiatives gemacht. Sie interessiert sich besonders für interkulturelle Kommunikation. In Berlin hospitierte sie bei Media Consulta, einer internationalen PR-Firma.



„Jetzt ist Deutschland meine endgültige Heimat“

Basketball gibt einem deutsch-amerikanischen Athleten die Gelegenheit, ins Land seiner Kindheit zurückzukehren

KIRSTEN KORTEBEIN

Wenn man spontan an einem Basketballspiel teilnimmt, erwartet man nicht, dass es ein lebensveränderndes Ereignis wird. Aber genau dies hat Jeramie Woods erlebt. Durch Basketball bekam er die Möglichkeit, wieder nach Deutschland zu ziehen, ins Land seiner Kindheit.

Woods wurde in Deutschland als Kind einer deutschen Mutter und eines amerikanischen Vaters geboren und wuchs dort auf. Als er klein war, wohnte seine Familie in Berlin-Neukölln. Als er zwei Jahre alt war, begann er, mit seinem Vater Basketball zu spielen. „Wir spielten immer mit einem Basketballkorb für Kinder“, sagt Woods. Mit sechs Jahren fing er an, in einer deutschen Basketballmannschaft zu spielen. Im Jahr 2004, als er 14 Jahre alt war, zog er in die USA und dachte, dass er sich nie die Umzugs- und Reisekosten leisten könne, um nochmals in Deutschland zu wohnen. Aber als er im April 2011 zum ersten Mal seit seiner Kindheit wieder nach Deutschland reiste, spielte er in einem Park in Berlin-Rudow mit seinem Vater Basketball. Während des Spiels wurde der 22-jährige von einem Team-Manager von ALBA, der Profi-Basketballmannschaft Berlins, entdeckt. Am Anfang spielte der Manager mit Woods und seinem Vater, aber dann merkte Woods, dass der Manager nicht nur mitspielen wollte. „Er hat mir viele Fragen über mein Alter, meine Ausbildung und meine Basketball-Erfahrungen gestellt“, sagt Woods. „Er meinte, dass ich perfekt in die ALBA Mannschaft passen würde.“

Der ALBA-Manager arrangierte ein Probetraining für Woods. Danach bekam er sofort eine Einladung, Mitspieler im Team zu werden. „Am Ende meines Urlaubs wollte ALBA, dass ich bei der Basketballmannschaft offiziell mitspiele“, sagt Woods. „Als ich wieder in den USA war, packte ich meine Sachen, kündigte meinen Job und zog nach Berlin.“ Letztlich bekam er ein besseres Angebot von der Magdeburger Mannschaft Febro Eagles und spielte deshalb in der letzten Saison für sie. Seine Basketball-Erfahrungen brachten Woods nicht nur bessere Spielfähigkeiten, sondern auch viele Bekanntschaften und Beziehungen. „Die Leute, mit denen ich Basketball spiele, sind meine besten Freunde geworden“, berichtet Woods. „Wir machen alles zusammen.“ Die meisten Spieler bei den Febro Eagles sind Deutsche, aber es gibt noch drei weitere Spieler, die – genau wie Jeramie – amerikanisch-deutscher Herkunft sind. Sie wohnen zusammen in einer Wohngemeinschaft. Diese Gemeinschaft, sagt Woods, sei auch für das zwischenmenschliche Verhältnis der Mannschaftsspieler wichtig.

Jeramie Woods meint, dass es zwischen den USA und Deutschland kaum Unterschiede im Spiel gebe. Der Sportsgeist sei in beiden Ländern gleich, unabhängig davon, welche Sportart man betreibe oder für welche Mannschaft man spiele. Dennoch gibt es auch Unterschiede. In Deutschland ist Basketball nicht so populär wie andere Sportarten, zum Beispiel Fußball. Im Jahr 2011 machte das Meinungsforschungsinstitut Allensbach eine Umfrage, derzufolge die Beliebtheit von Basketball nicht sehr hoch ist: Fast 50 Millionen Leute in Deutschland interessieren sich demnach „kaum oder gar nicht“ für Basketball, und nur 2,4 Millionen interessieren sich „ganz besonders“ dafür.



Auf Punktejagd: Jeramie erzielt einen Korb für Magdeburg.

Den Juni verbrachte Woods bei seiner Familie in den USA, aber Anfang Juli kam er zurück nach Deutschland, um die neue Saison anzufangen. „Ich weiß nicht genau, wo ich in der nächsten Saison spielen werde“, sagt Woods. „Ich habe aber viele Angebote und Tryouts für die nächsten paar Monate bekommen.“ Seine Erfahrungen in der deutschen Basketballszenen sind eine gute Grundlage, um seine zukünftigen Ziele zu erreichen. „Früher hatte ich nie die Möglichkeit, die USA zu

verlassen, um Basketball zu spielen“, sagt Woods. Der deutsche Basketball hat ihm ermöglicht, seiner Leidenschaft nachzugehen. „Weil mein Job meine Leidenschaft ist, bin ich zufrieden und glücklich, weil ich weiß, dass ich gerade wirklich etwas mit meinem Leben mache.“

Ohne Basketball in Deutschland gespielt zu haben, wäre es für Woods nicht möglich gewesen, wieder im Land seiner Kindheit zu wohnen. Er sagt, dass er wegen des Sports nun wieder zu Hause sei: „Jetzt ist Deutschland meine endgültige Heimat.“

Kirsten Kortebein

studiert Wirtschaft und Kommunikation an der University of Michigan in Ann Arbor. Ihr Studienschwerpunkt liegt auf dem internationalen Journalismus. Seit 2010 ist Kirsten Fotochefin des University of Michigan Yearbook. Im Mai 2013 wird sie ihren Bachelor-Abschluss machen. Sie interessiert sich besonders für Sport-Fotojournalismus. Ihr Praktikum machte sie bei der Nachrichtenagentur ddpd.



Chinesische Themen in westlicher Maltechnik

Künstler aus China fühlen sich wohl in Berlin und bleiben doch ihrer Heimat verbunden

JAN CAO

„Was sind die räumlichen Beziehungen zwischen den Kanonen der Roten Armee aus der Perspektive des Platzes des Himmlischen Friedens? Was ist der richtige Blickwinkel, um dieses Problem zu beobachten? Ist Neutralität möglich? Immer wieder stelle ich mir diese Fragen, und dies sind die Themen, die ich mit meinen Werken auflösen möchte.“ So beschreibt Anping Liu seine Karriere als Maler.

Die klassische chinesische Kultur wird in Europa geschätzt, aber die zeitgenössische Kunst aus China wurde oftmals falsch verstanden. Nun zeigen drei Künstler in Berlin – Hui Zhang, Jianping He und Anping Liu – dass sich Chinas moderne Künstler nicht mehr länger vor westlichen Kritikern verstecken müssen. Der 1964 in Sanyuan geborene Künstler Anping reüssierte in seiner Heimat sehr früh mit politisch begründeter Performance, 1989 saß er für ein Jahr im Gefängnis. Er wurde bekannt als Konzept- und Performancekünstler, siedelte 1995 nach Berlin über und stellt sich derzeit erstmals als Maler vor. Seit 2000 arbeitet Anping mit sechs anderen Künstlern in der Galerie „Maschenmode“, die seit 1999 in der Torstraße residiert. Der Initiator der Galerie, Guido Baudach, fand Anpings traditionelle Ausbildung, seine Suche nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten und seine Zeit als Dissident in China eine sehr interessante Kombination.

Es ist deutlich, dass der Kommunismus und das chinesische Regime eine wichtige Rolle in Anpings Ausstellungen und Vorstellungen spielen. Seine Werke tragen Titel wie „Tanz den Kommunismus“, „Delirious Beijing“, „Throw Ink on Mao Performance“ oder „The Behavior of Young Red is Righteous“. Obwohl Anping vor über zwanzig Jahren nach Berlin umgezogen ist, ist seine Heimat noch ein unvermeidliches Thema seiner Kunstwerke. Alexander

Ochs, der in Berlin und Peking eine Galerie unterhält, hat einmal gesagt, dass Anping eine wichtige Figur in der historischen Entwicklung der chinesischen Kunst sei.

Mein zweiter Gesprächspartner, Jianping He, besitzt ein großes Atelier in der Nähe des Kurfürstendamms, wo er mit zwei jungen Mitarbeiterinnen arbeitet. Er spricht fließend Deutsch, hat aber einen deutlichen chinesischen Akzent. „Ich habe letztes Wochenende eine Einzelausstellung in Tokyo gehabt, die ‚Flashback‘ heißt“, sagte Jianping, der schon eine erfolgreiche Karriere vorzuweisen hat. Er lebt in Berlin und arbeitet als Grafikdesigner, Professor und Verleger.

Kurz vor der Ausstellung hat der Verlag ggg Books Japan ein Buch über Jianping publiziert. Auf dem Bucheinband ist ein Zitat von dem japanischen Künstler Shin Matsunaga: „Jianping He setzt sich vom westlichen Himmel aus mit dem östlichen Horizont auseinander und starrt vom östlichen Himmel aus auf den westlichen Horizont.“

„Ich bin in den Augen des deutschen Publikums der Künstler aus dem Osten und in den Augen der Japaner der aus dem Westen. Aber meiner Meinung nach bin ich gleichzeitig beide und keiner.“ Jianping sagt, dass seine Kunst stark von der chinesischen Kultur und der deutschen Philosophie beeinflusst sei. Es sei aber doch schwer zu sagen, ob sie westlich oder östlich sei.

Hui Zhang und ich trafen uns an einem Sonntagnachmittag im Mauerpark. Ihr Fahrrad lehnte an einem Baum. Sie lächelte und nahm zwei Flaschen Bier aus ihrer Tasche: „Berliner Kindl oder Schöfferhofer?“ Sie gab mir ihre schwarze Jacke, um darauf zu sitzen.

Hui ist die jüngste der drei. Sie ist Malerin, kommt ursprünglich aus Jürong/ Jiangsu, hat an der Chinesischen Akademie der Künste Hangzhou studiert und kam dann an die Universität der Künste Berlin. Sie erklärt: „Als ich in China an der Universität war, habe ich schon viel über westliche Kunst, über Begriffe und Technik gelernt. Aber ich wusste nicht, wo diese Kunstformen herkamen, wie zum Beispiel Pop Art und Nouveau Réalisme. Ich möchte den historischen und kulturellen Hintergrund dieser Kunstformen verstehen. Es ist viel schwerer für jemanden, der außerhalb eines Landes und seiner Kultur ist, seine Kunst zu verstehen.“

Huis Deutsch ist perfekt und sie hat schon viele gute Freunde in Berlin gefunden, wo sie seit acht Jahren wohnt. Ihr Freund kommt ursprünglich aus Düsseldorf und wohnt jetzt in Shanghai. Hui mag Berlin gern und empfindet es als einen guten Ort für einen Künstler, um sich wohlzufühlen. Aber ihr deutscher Freund findet Berlin zu ruhig

und still. „Er hat einmal gesagt: ‚Nichts passiert in Berlin!‘ Aber Shanghai ist sehr aktiv und interessant für ihn.“

In Huis Werken gibt es eine interessante Kombination aus westlichen und östlichen Elementen. Obwohl sie jetzt mit Öl und auf Leinwand malt, sind ihre Themen mit ihrer chinesischen Identität verbunden: „Ich benutze die westliche Maltechnik, um meine eigenen Ideen, über chinesische Kultur und Politik zu repräsentieren.“

Während die ältere Generation von chinesischen Künstlern den Schwerpunkt auf identitätspolitische Fragen und kulturessentialistische Zuschreibungen legt, betonen die jüngeren Leute stärker den Austausch zwischen China und Europa. Im Unterschied zur älteren Künstlergeneration sind ihre Lebenserfahrungen nicht mehr in erster Linie durch die Erinnerungen an die Mao-Zeit geprägt. Ihre Kunstwerke beschäftigen sich stärker mit privaten Themen.

Jan Cao

studiert Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Brown University in Providence, Rhode Island. Sie kommt ursprünglich aus China und schreibt Meinungsartikel über Entwicklungen im Online-Journalismus und über die chinesische Politik für verschiedene Online-Magazine. Ihr Praktikum absolvierte sie beim Tagesspiegel.



Zufrieden auf Berliner Eis

Sie träumten von einer Karriere in Nordamerika, doch jetzt fühlen sich die Eishockeyspieler Rob Zepp und Nick Angell in Deutschland zu Hause

REBECCA F. MILLER

„Meine Lieblingsorte in Berlin sind Prenzlauer Berg und Mitte - ich liebe all die Cafés in der Gegend“, sagt Rob Zepp. Der kräftig gebaute Torwart der Berliner Eisbären kommt aus der kanadischen Provinz Ontario und hätte nicht im Traum daran gedacht, dass er in Deutschland landen würde, um dort den Sport seines Landes zu treiben. Doch der mittlerweile 30-Jährige ist seit 2005 in Europa und spielt seit 2007 in der Deutschen Eishockey Liga.

Zepp ist keine Ausnahme in den europäischen Ligen. Zwölf weitere ausländische Mitspieler bei den Eisbären sind dort beschäftigt, nicht nur aus Nordamerika, sondern auch aus Skandinavien und Asien. Laut Zepp ist dies gängige Praxis in europäischen und nordamerikanischen Ligen: „Jüngere Kandidaten aus Europa werden von der National Hockey League oder Canadian Hockey League angeworben. Nordamerikanische Mannschaften erkennen das starke Spielniveau der europäischen Ligen.“

Eine Studie der International Ice Hockey Federation von 2006 zeigt, dass europäische Spitzenspieler aus professionellen Ligen normalerweise gut genug sind, um direkt in die NHL einzusteigen. Für viele Nordamerikaner, die professionelles Eishockey spielen wollen, es aber nur in die Juniorenliga oder die zweite Liga schaffen, sind die europäischen Ligen eine gute Möglichkeit, sich als Spieler zu entwickeln, bevor sie versuchen, sich wieder auf nordamerikanisches Eis zu begeben.

„Als ich als kleiner Junge in Kanada angefangen habe, Eishockey zu spielen, war es mein Ziel, in der NHL zu spielen“, erläutert Zepp. Obwohl dieser Traum nicht zustande kam, ist er stolz auf seine Ergebnisse bei den Eisbären.

Zepps US-amerikanischer Mannschaftskamerad, der defensive Mittelfeldspieler Nick Angell, hatte den gleichen Traum. Auch er wollte in der NHL spielen, doch er wusste, dass es ein langer Weg sein würde, wenn er in den

USA bliebe. „Spieler bleiben zu lange in den USA, um diesen Traum zu verfolgen. Ich hatte die Chance, für eine schwedische Mannschaft zu spielen und wollte sie ausnutzen, um zwischendurch mein Spiel zu verbessern.“

Angell wurde im Bundesstaat Minnesota geboren und spielte mit Erfolg im Team der University of Minnesota (wo er auch Geschichte studierte) und für zwei weitere Mannschaften in den USA, bevor er nach Europa kam. Nach seiner Zeit in Schweden ging er nach Oslo und dann nach Sibirien, wo er seine härtesten Jahre erlebte. „Hockey ist überall Hockey, aber da der Lebensstandard dort so niedrig war, war es wirklich schwierig“, sagt er. Schließlich warb ihn Berlin an. Seit letztem Jahr spielt er für den deutschen Meister, die Eisbären.

Beide Spieler fühlen sich wohl in Berlin. Zepp wohnt mit seiner Frau und zwei Kindern hier und sagt, sie seien

jetzt gewöhnt an die deutsche Lebensweise und Kultur. Angell sagt, er liebe die Stadt und habe es nicht schwergefunden sich einzuleben. „Da ich Geschichte studiert habe, bin ich immer dabei, Spuren der Vergangenheit in meiner Umgebung zu erkunden“, erläutert er. Dass die meisten Spieler in demselben Haus in der Nähe des Checkpoint Charlie leben, stärkt ihren Zusammenhalt.

Obwohl Berlin eine vielfältige Clubkultur zu bieten hat, führen die Spieler ein eher ruhiges Leben. „Die Fans wollen uns nicht besoffen in einer Kneipe sehen, also gehen wir einfach abendessen nach einem Spiel“, sagt Angell. Beide behaupten, dass sie nur aus beruflichen Gründen aus Berlin wegziehen würden. So meint Zepp: „Es müsste ein wirklich besonderes Angebot geben, damit wir uns überlegen wegzuziehen.“ Fürs Erste darf Zepp in der Hauptstadt bleiben. Angells Vertrag wird im Dezember geprüft und, so hofft er, verlängert.

Rebecca Miller

studierte Germanistik und Kulturwissenschaften an der University of Iowa. Mithilfe eines Fulbright-Stipendiums zog sie 2007 nach Berlin, um an einer Berliner Gesamtschule Englisch zu unterrichten. Sie blieb dann drei Jahre lang als freischaffende Lehrerin, Übersetzerin und Fotojournalistin in Berlin. 2012 absolvierte sie ihren Master in Fotojournalismus und Visueller Kommunikation an der Ohio University. Sie hospitierte bei den Potsdamer Neuesten Nachrichten.



„Wer in Deutschland Football spielt, gibt seine Seele an der Tür ab“

Der amerikanische Austauschstudent Andrew McDonough ist begeistert von der Einsatzbereitschaft seiner Mannschaftskollegen bei den Berlin Bears

ERIC BOWRON

„Sie spielen immer mit dem Herzen und wir sind eine wirklich große Familie geworden.“ Nachdenklich sagt dies Andrew McDonough, als er von seinen Erfahrungen mit den Berlin Bears, einer American-Football-Mannschaft, erzählt. McDonough ist Amerikaner und studiert seit Januar für ein Austauschsemester an der FU Berlin. Seine Alma Mater ist die University of Notre Dame in South Bend, Indiana, wo er Politikwissenschaften und Deutsch studiert. Er hat die Berlin Bears über das Internet gefunden, nachdem sein Programmleiter ihm gesagt hatte, er solle etwas in Berlin machen, das ihm Spaß macht. „Ich dachte, das wäre eine gute Möglichkeit, sowohl die Stadt als auch Deutsche kennen zu lernen, deshalb habe ich der Mannschaft eine E-Mail geschickt, and the rest is history.“

Doch wie kommt es, dass junge Menschen wie Andrew die Möglichkeit haben, in einem fußballdominierten Land American Football zu spielen? Diese Frage beantwortet Marcus Döbler, Sportdirektor der Bears, äußerst

gern. Es liege an den amerikanischen Truppen, die nach dem Zweiten Weltkrieg im damaligen amerikanischen Sektor stationiert waren. Sie spielten American Football und übertrugen die Spiele im AFN, dem American Forces Network. „Ich habe immer Amis um mich herum gehabt“, sagt Döbler. Zunächst waren sie nur eine Ansammlung begeisterter Spieler, doch dann trainierten die Bears von 1985 bis 1989 ein oder zwei Mal in der Woche in einem Park. Jedoch gab es weder ein richtiges Spielfeld noch Umkleidekabinen oder ausreichendes Equipment. 1989 schlossen sich die Bears dem Verein Neuköllner Sportfreunde an, nicht nur, um Zugang zu deren Sportstätten im DeGeWe-Stadion zu erhalten, sondern auch, um in einer bundesweiten Liga spielen zu dürfen.

Es gibt fünf American-Football-Ligen in Deutschland. Die Bears spielen zur Zeit in der dritten Regionalliga, ihre Gegner sind hauptsächlich Teams aus den östlichen Bundesländern. In Berlin sind die Bears eine von acht Mann-

schaften, die im American-Football- und Cheerleading-Verband Berlin-Brandenburg spielen; neben ihnen gibt es noch die Berlin Adler, Bullets, Kobras, Rebels, Thunderbirds, die Capital Colts und die Spandau Bulldogs. Bei jedem Spiel kämen zwischen 150 und 300 Zuschauer, was aber in der dritten Liga nicht anders zu erwarten sei, sagt Döbler. In der obersten Liga hänge es vom Gegner ab, aber man könne in der Regel mit über 2000 Fans rechnen. Wenn man bedenkt, dass es in Berlin jede Woche über 100 Spiele in allen möglichen Sportarten gibt, ist das Publikum, das sich für American Football entscheidet, eine beträchtliche Menge.

Für Spieler wie Andrew kommt es allerdings nicht auf die Masse an. Sie wollen einfach spielen. „Meine Mitspieler haben eine wahnsinnig tiefe Liebe zum Football. Sie müssen lange wach bleiben beziehungsweise ganz früh aufstehen, um hier überhaupt NFL-Spiele [National Football League, die oberste Liga in den USA] zu gucken. Außerdem muss man hier in Deutschland alles selber bezahlen, es wird nicht von der Schule oder Uni bezahlt wie in den USA. Deshalb habe ich davor sehr großen Respekt“, erzählt McDonough.

Dies berichtet auch Döbler mit gewissem Stolz auf seine Mannschaftskameraden. Jeder Spieler müsse sich alle Sachen alleine kaufen, die sich der Verein finanziell nicht leisten kann. Dazu gehöre auch die Mitgliedschaft in einem Fitnessstudio, wenn man sich außerhalb der Trainingszeiten körperlich verbessern oder Muskeln aufbauen wolle. Zusätzlich opfern die Spieler ganz viel Zeit, weil sie Football neben der Arbeit beziehungsweise der Schule oder Uni spielen. „Wenn einer in Deutschland Football spielt, dann gibt er einen Teil seiner Seele vorne an der Tür ab“, meint Döbler. Zwei oder drei Mal Training unter der Woche bedeutet einen ganz schönen Zeitaufwand, besonders wenn man, wie Andrew, eine Stunde mit der Bahn zum Trainingsort fahren muss.

Jedoch lohnt sich der Einsatz, wenn er von Erfolg gekrönt wird. McDonough und Döbler gestehen, in dieser Saison zwar noch keinen richtigen gehabt zu haben, doch hoffnungsvoll sprechen beide von der Möglichkeit, künftig in die zweite Liga aufzusteigen. „Wir haben nur ein-

mal gewonnen, aber ich bin gespannt auf den Rest der Saison. Gegen Rostock, momentan die stärkste Mannschaft in unserer Liga, haben wir schon vier Touchdowns gemacht, was kein anderes Team geschafft hatte“, gibt McDonough zu bedenken.

Noch in der Planungsphase sei auch ein Freundschaftsspiel mit in Deutschland stationierten amerikanischen Soldaten, oder vielleicht auch ein kleiner Austausch mit einem Team in den USA, was laut Döbler für das Team das beste Erlebnis überhaupt wäre. McDonough wird schon nächstes Jahr ein paar von seinen Mitspielern zu Besuch in den USA haben. Er fliegt Ende Juli wieder in die USA, worüber sich keiner in der Mannschaft freut. Es sei schwierig, darüber nachzudenken, weil sie sich alle so gut angefreundet hätten. „Meine Erfahrungen in Deutschland wurden durch die Bears nur bereichert. All meine besten Freunde spielen hier mit und wir haben so viel Spaß miteinander. Und mein Deutsch hat sich auch verbessert“, fügt er lächelnd hinzu.

Die Zukunft von American Football in Deutschland sehe gut aus, meint Döbler. Bei Football werde jede Art von Mensch gebraucht und keiner solle sich bloß wegen seiner Körpergröße davon abhalten lassen. Das Interesse nehme in Deutschland auch zu, obwohl die NFL Europa vor kurzem gescheitert sei. „Es geht eigentlich nur um den Willen, was zu lernen. Solange es einen Willen gibt, kann man alles machen.“



Foto: Dirk Pohl

Quarterback Andrew McDonough wirft während eines Spiels den Ball einem seiner Receiver zu.

Eric Bowron

studiert an der University of Wisconsin in Madison Deutsch und Medienwissenschaften. Seine Freizeit ist von Fernsehen, Politik, Kochen und Joggen geprägt. Er hofft, nach seinem Uniabschluss im Dezember einen Job beim Fernsehen zu bekommen. Produktionserfahrung hat er schon beim MERIT Media Lab an der Pädagogischen Fakultät seiner Uni gesammelt. Sein Praktikum machte er beim ZDF.



Kulturerbe und Touristenattraktion

Irish Pubs sind in Berlin und in der ganzen Welt beliebt

STEVEN LYDON

Man kann es gut finden oder schlecht, aber das Irish Pub ist in den letzten Jahren zu einem Symbol der gesamten irischen Kultur geworden. Das ist insofern gut, als die Iren von allen als freundlich und offen angesehen werden, aber es ist andererseits schlecht, weil diese gute Stimmung stets mit dem Stereotyp von Besoffenheit verbunden ist. Historisch gesehen war in Irland das Pub als gemeinschaftlicher Treffpunkt wichtig. Bekannt sind Irish Pubs für ihren besonderen Stil der Architektur, nämlich altmodische Gebäude mit vielen kleinen Zimmern und Alkoven. Oft kannten die Besucher einander schon, was zu einer guten Stimmung geführt hat, und was immer noch für eine Eigenschaft solcher Irish Pubs gehalten wird. Das bedeutet gute Laune und Stimmung, sodass sich alle Gäste sofort zu Hause fühlen können. Die Einrichtung darf auf keinen Fall steril sein, wie in vielen modernen Pubs. Der Wirt soll freundlich sein: Er kennt die meisten Gäste beim Vornamen, ist stets in der Stimmung für Scherze und hat für Probleme ein offenes Ohr.

Irish Pubs gibt es überall in der Welt; sie reichen bis Cusco in Peru, wo sich in 3000 Metern Höhe das höchstgelegene Irish Pub der Welt befindet. Europas Festland ist keine Ausnahme, obwohl es nicht so viel irische Einwanderung dahin gegeben hat, im Vergleich zu den USA oder England. Aber eine starke Beziehung gibt es dennoch. Vor zehn Jahren war Irland ein sehr beliebtes Urlaubsziel für Deutsche, wegen der wunderbaren Landschaft, in der man gut Rad fahren kann. Irish Pubs in Deutschland üben nicht nur auf Iren Anziehungskraft aus, sondern auch auf Touristen aus allen Ländern. Interessant ist, dass viele Eigentümer von Irish Pubs keine Iren sind, sondern Geschäftsleute, die ein gutes Auge für eine Profitmöglichkeit haben. Das weist darauf hin, dass das Irish Pub sowohl eine Marke als auch ein Kulturerbe ist, und es stellt sich die Frage, inwieweit die Pubs noch irgendeine Beziehung zu Irland haben. Sind Irish Pubs immer noch eine gute Darstellung von der irischen Kultur, oder sind sie eher eine konsumorientierte Touristenattraktion? Ich habe mich entschieden, zur Friedrichstraße zu gehen, um mit den Eigentümern von Irish Pubs zu sprechen.

Erst kam ich zum „Oscar Wilde“, wo ich Gelegenheit hatte, mit einem irischen Mitarbeiter zu sprechen. Eoin kommt aus Donegal und ist seit zehn Monaten in Berlin. Er spricht sehr wenig Deutsch. Ich fragte ihn, ob es überhaupt eine Verbindung gebe zwischen den Pubs hier und der irischen Kultur im Allgemeinen. „Die Hälfte der Mitarbeiter sind Iren“, sagte er. „Ich arbeite hier, weil ich das Glück hatte vorbeizukommen, als die Fußball-Europameisterschaft schon im Gange war. Da haben wir an einem Tag so gut wie in drei oder vier normalen Wochen verdient.“ Ich fragte ihn, ob es einen großen Unterschied zwischen Pubs in Irland und Deutschland gebe. „Das Pub hier ist ähnlich zu denen in Irland insofern, als es ziemlich alt ist. Manche Pubs in Irland modernisieren sich, und damit verliert man schon etwas. Ich würde dennoch sagen, dass unser Pub eher für Touristen ist. Aber für sie gibt es kein Gemeinschaftsgefühl, und deswegen sind sie ein bisschen weniger sorgfältig, wenn sie feiern.“ Ich vermute, dass damit rauflostige Situationen gemeint sind. Das „Oscar Wilde“ ist schon 20 Jahre alt, und obwohl der ursprüngliche Eigentümer Ire war, hat er es längst an einen Deutschen verkauft.

Enttäuscht besuchte ich „Murphy’s“ auf der Friedrichstraße und sprach mit dem Eigentümer, Sam Levine. „Wir sind schon seit zehn Monaten hier. Wir haben schon ein anderes Pub und am Anfang haben wir uns für die Gastronomie interessiert. Man kann hier gutes deutsches Essen kriegen.“ Ich fragte ihn, warum er ein Irish Pub eröffnen wollte. „Hier ist einer der Hot-spots von Berlin, es gibt viele Touristen. Das Pub ist ähnlich wie die Pubs in England und Irland, aber das finde ich nicht besonders wichtig.“ Und gibt es viele irische Besucher? „Ja, es gibt sehr viele. Wir haben auch viele Australier, Österreicher, Südamerikaner, Engländer. Die Leute kommen von überall her, um sich zu entspannen und eine gute Atmosphäre zu genießen.“ Ich wollte wissen, ob er Irland je besucht habe. „Ich war schon einmal in Irland“, antwortete Levine. „Ich habe die Pubs und die Landschaft angesehen und einfach die Atmosphäre aufgesaugt.“ Auf die Frage, was er da eigentlich gemacht habe, wiederholte er seine Antwort in etwas gereiztem Tonfall. Wenn es echte Irish Pubs in Berlin gibt, habe ich sie immer noch nicht gefunden.

Steven Lydon

studiert Literatur und Philosophie an der Harvard University in Cambridge/Massachusetts. Ursprünglich kommt er aus Irland. Während seines Bachelor-Studiums am Trinity College in Dublin arbeitete er als Musikredakteur für die Studentenzeitung Trinity News. Als freier Mitarbeiter schreibt er für verschiedene Zeitungen über politische Themen. Sein Praktikum machte er bei der Deutschen Welle.



Das Team am Internationalen Journalisten-Kolleg

Prof. Dr. Margreth Lünenborg
Direktorin Internationales Journalisten-Kolleg



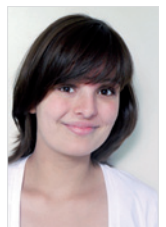
Dr. Edith Spielhagen
Geschäftsführerin Internationales Journalisten-Kolleg



Dr. Bianca Schröder
Leitung Programm internXchange



Anja Hempel
Tutorin Programm internXchange



Annekathrin Günther
Kordinatorin Programm Journalisten International



Wiebke Schönherr
Tutorin und inhaltliche Betreuung Programm
Journalisten International



Impressum

Internationales Journalisten-Kolleg

Das Internationale Journalisten-Kolleg an der Freien Universität Berlin ist ein Forum für Journalisten aus aller Welt. Unter einem Dach werden derzeit drei internationale Programme angeboten.

Neben „Journalisten International“ und „internX-change“ sind im Rahmen der Europäischen Journalisten-Fellowships“ berufserfahrene Journalisten aus Europa und den USA zu Gast. Sie studieren zehn Monate an der Freien Universität und arbeiten an einem individuellen Forschungsprojekt.

Die Teilnehmer aller drei Programme können mitten im politischen und kulturellen Leben Berlins jenseits der Zwänge des journalistischen Berufsalltags ihr Wissen auffrischen und vertiefen, grenzüberschreitend mit Kollegen zusammenarbeiten und ein gesamteuropäisches sowie transnationales Kommunikationsnetzwerk aufbauen. Das Internationale Journalisten-Kolleg gehört zum Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft des Fachbereiches Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin, eine der „Exzellenz-Universitäten“ von Deutschland.

Für alle Informationen zu den Programmen des Internationalen Journalisten-Kollegs stehen wir Ihnen gern zur Verfügung.

Kontakt:

ijk@zedat.fu-berlin.de

Dr. Edith Spielhagen, Geschäftsführerin

Impressum:

Internationales Journalisten-Kolleg der

Freien Universität Berlin

Otto-von-Simson-Straße 3

14195 Berlin

www.fu-berlin.de/ijk

August 2012

Alle journalistischen Beiträge spiegeln die Meinungen der Verfasser wider und sind keine Stellungnahme des Internationalen Journalisten-Kollegs.

Redaktion: Wiebke Schönherr, Dr. Bianca Schröder,
Monika Wimmer

Gestaltung: Marcus-Andreas Mohr

Wir danken unseren Förderern:

DAAD Deutscher Akademischer Austausch Dienst
German Academic Exchange Service



Dr. Jacques Koerfer-Stiftung

Transatlantik-Programm der Bundesrepublik
Deutschland aus Mitteln des ERP-Fonds

CIC - Center for International Cooperation
der Freien Universität Berlin

und Medienpartnern:



**Freie Universität Berlin
Internationales Journalisten-Kolleg**

**Free University of Berlin
International Center for Journalism**

Otto-von-Simson-Straße 3
D-14195 Berlin

Telefon: +49 30 838 53 -196/ -068

Telefax: +49 30 838 53 -305

E-Mail: jil@zedat.fu-berlin.de, internx@zedat.fu-berlin.de

Internet: www.fu-berlin.de/ijk